
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00286747 1

















Das Ende des jüdischen Staatswesens.



Das Ende des jüdischen Staatswesens.

Sechs populäre Vorträge

von

D. Alfred Bertholet
Professor an der Universität Basel



TÜBINGEN
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1910.

Vorwort.

Die Geschichte des Endes des jüdischen Staatswesens (63 v. Chr. — 70 n. Chr.) ist in größeren Zusammenhängen öfter behandelt worden, wohl nirgends glanzvoller als in Wellhausens Israelitischer und jüdischer Geschichte (6. Auflage 1907). Was im folgenden vorliegt, ist einfach der Versuch, sie in einem Cyclus von 6 Vorträgen, die ich in einem vom Basler Erziehungsdepartement angeordneten öffentlichen populären Kurs im Januar und Februar dieses Jahres gehalten habe, gemeinverständlich zu erzählen. Dem Drucke übergebe ich diese Vorträge, weil ich der Überzeugung bin, daß ihr Inhalt in weiteren Kreisen lange nicht so bekannt ist, wie er bekannt zu sein verdient.

Und doch liefert zum Verständnis und zur Würdigung des Judentums eine genauere Kenntnis gerade dieses Teiles seiner Geschichte einen Beitrag von hervorragender Wichtigkeit. Zugleich wirft diese Kenntnis des politischen Hintergrundes der evangelischen Geschichte auf diese selber manches Streiflicht, das in nicht unbedeutender Weise zu ihrer Aufhellung dienen kann. Und das ist doppelt erwünscht in einer Zeit, wo über den historischen Wert der evangelischen Geschichtserzählung wieder die widersprechendsten

Urteile laut werden. Aber von alledem abgesehen ist das hier in Betracht kommende Stück Geschichte von einem so großen Reichtum der innern Bewegung und einer derartigen Stärke der äußeren dramatischen Spannung, daß eine nähere Beschäftigung mit ihm an sich schon reichlich lohnt.

Während also der Inhalt der nachfolgenden Darstellung für sich selber spricht, so hoffe ich, ihn in eine Form gebracht zu haben, die es dem Leser erleichtert, sich mit ihm bekannt zu machen. Von gelehrtem Beiwerk wie schon von ausdrücklichen Quellennachweisen habe ich im ganzen abgesehen; fast nur für neutestamentliche Stellen habe ich aus naheliegenden Gründen eine Ausnahme gemacht. Wem es um mehr zu tun ist, der sei von vornherein auf Emil Schürers umfassendes und höchst verdienstvolles Werk: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (4. Auflage 1901—1909), speziell auf dessen ersten Band hingewiesen. Zur Darstellung der Geschichte des Herodes habe ich einen eigenen Artikel in der „Christlichen Welt“ (XI 1897, 1131—34, 1196 f., 1210—13) benützt.

Basel, den 28. Februar 1910.

A. Bertholet.

Inhalt.



Erster Vortrag.

Die Vorgeschichte bis zur Einnahme Jerusalems durch Pompejus.

Unter dem Ende des jüdischen Staatswesens, dessen Behandlung den Gegenstand dieser Vorträge bilden soll, verstehe ich den Teil der Geschichte der Juden, welcher sie in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Weltmacht dem nationalen Untergange zuführt. Vollendete Tatsache ist dieser Untergang in dem Jahre 70 n. Chr., dem Jahre der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch Titus. Als Anfangstermin der Auseinandersetzung mit Rom hat man sich das Jahr 63 v. Chr. zu merken, als das Jahr, in welchem Pompejus Jerusalem für Rom einnimmt. Die beiden genannten Daten begrenzen also den Zeitraum, mit dessen Geschichte wir es im folgenden zu tun haben werden. Aber zu ihrem Verständnis ist es nötig, weiter auszuholen.

Schon Jahrhunderte zuvor kann man von einem Ende des jüdischen Staatswesens reden. Im Jahre 586 v. Chr. legt der Sendling des Babylonierkönigs Nebukadrezar Jerusalem in Asche und führt nach furchtbarer damaliger Kriegspraxis den im Lande

übrigen Kern der jüdischen Bevölkerung mitsamt ihrem geblendeten König, dessen Augen als Letztes noch die Hinschlachtung seiner eigenen Söhne haben mitansehen müssen, ins Exil. Nur von den geringen Leuten seien etliche als Winzer und Ackerbauer auf dem Heimatboden zurückgeblieben. Da war das jüdische Staatswesen in der Tat vernichtet, und der Sänger konnte seine Stimme zur Klage erheben:

„Ach, wie so einsam liegt die Stadt, einst so reich an Volk,
Ist zur Witwe geworden, die groß war unter den Völkern,
Eine Fürstin unter den Gauen muß Frohndienst tun!
. . . .
In die Verbannung zog Juda vor Elend und vielem Knechtsdienst,
Es weilt unter den Heiden, nicht findet es Ruhe.
Alle seine Verfolger erhaschen es mitten in seinen Ängsten.“ [1])

Aber das Problem ist, daß Judas weggeführte Genossen im fremden Lande nicht einfach untergingen wie ihre Brüder, die Glieder des einstigen Zehnstämmereiches, das ungefähr anderthalb Jahrhunderte zuvor mit der Zerstörung seiner Hauptstadt Samarien und der Wegführung seiner Bewohner sein definitives Ende gefunden hatte. Gerade in der Geschichte dieser anderthalb Jahrhunderte zwischen Samariens und Jerusalems Zerstörung muß das zu suchen sein, was den Gliedern des jüdischen Staatswesens

1) Klagelieder, 1, 1. 3.

ihren Vorzug vor ihren israelitischen Brüdern und ihre größere Lebenskraft verlieh. Es ist ein Doppeltes: Einmal die fortgesetzte Wirksamkeit von Propheten, welche ihrer Umgebung die kommende Katastrophe unerbittlich als die von Gott gewollte Antwort auf des Volkes verderbten Wandel verkündigten, aber tief in die Volksseele hinein zugleich die unsterbliche Hoffnung auf das Tagen einer neuen Zukunft legten. Sodann die staatliche Einführung eines religiösen Gesetzes, des sogenannten Deuteronomiums, das die Volksgenossen nach innen zur Einheit zusammenschloß, während es sie zugleich nach außen, gegen die Völker, man muß schon sagen gegen die Heiden, absonderte. Wohl also verließen die nach Babel fortziehenden Juden eine Heimat, an der sie mit der ganzen Glut ihrer Seele gehangen hatten, und verließen sie mitsamt allen äußeren Gütern, durch die sie ihnen lieb geworden war. Aber sie nahmen in die Fremde schon ein reiches inneres Kapital mit, eine feste Hoffnung auf eine neue, bessere Zeit und eine Gesetzestreue, die im Gehorsam gegen Gott und seine Gebote die Quelle ihres Segens wie ihren Stolz sah.

Als nach einem halben Jahrhundert die babylonische Weltmacht vor der persischen kapitulierte und König Cyrus den Juden die Erlaubnis zur Rückkehr nach Palästina erteilte, wurde der Glaube an eine Zukunft im eigenen Lande bei vielen zur Tat. Es waren freilich mehr als bescheidene Anfänge, welche der Zurückgekehrten warteten. Sie siedelten sich in Jerusalem und seiner nächsten Umgebung an.

Mehr wäre, wie treffend gesagt worden ist, Selbstmord gewesen. Unter großen Schwierigkeiten kam auf der alten, geweihten Stätte der Tempelbau zustande. Damit war der jungen Gemeinde ein Mittelpunkt geschaffen. Aber die mannigfachen zentrifugalen Kräfte, welche in den folgenden Jahrzehnten zunehmend ihr freies Spiel hatten, hätten sie wieder der Auflösung zugeführt, wenn ihr nicht aus Babel zwei überlegene Persönlichkeiten zugewachsen wären, deren Werk die neue Festlegung der Gemeinde war: Die Mauer, welche Nehemia unter dem gewaltigen Aufwande aller vorhandenen Kräfte um Jerusalem baute, wurde sozusagen nur zum äußeren Symbol für die nachhaltigere Wirkung, die sein Zeitgenosse Esra zustande brachte, indem er durch die Einführung eines neuen über das schon genannte weit hinaus gehenden Gesetzes das Judentum gegen alles außerjüdische und unjüdische Wesen bestimmt abgrenzte. Ohne Widerstand ging es dabei nicht ab, und ein Herd gegnerischer wiewohl zum Teil paralleler Tendenzen bildete sich in der samarischen Gemeinde, die sich auf dem Garizim ihren eigenen kultischen Mittelpunkt schuf. Die Perserkönige, unter deren Regiment man stand, verfolgten im allgemeinen die Politik, in Dingen des Glaubens ihre Untertanen möglichst unbehelligt zu lassen.

So lebten die Juden hinter den selbst errichteten Mauern still dahin, aber immer das Auge für das offen, was am politischen Horizonte aufstieg, und wo sich nur etwas zu regen schien, das über die Erscheinungen des Alltags hinausging, flammte die alte

Zukunftshoffnung auf, um es jubelnd oder zitternd schon als Vorboten des nahenden Endes zu begrüßen. Da trat denn auch, im jähen Gegensatz zur Gleichgewichtslage des Weltgeschehens, die allmählich das Los geworden zu sein schien, mit unheimlicher Schnelligkeit seinen Siegeslauf durch die Welt haltend, Alexander der Große in den Gesichtskreis der Juden und wurde als Besieger des letzten Perserkönigs der Juden eigener Herr (332). Es ist interessant genug, daß wir in der unter dem Namen des Propheten Habakuk uns erhaltenen Schrift vielleicht noch ein zeitgenössisches Zeugnis vom Eindruck bebesitzen, den ein frommer Jude von Alexander empfing [1]). Alexander ist ihm der Typus der Widerwärtigkeit: sein ganzes Unternehmen ein unerhörter, unglaublicher Frevel, eine Vergewaltigung und Umkehrung aller sittlichen Ordnung; das treibende Motiv in Alexander nur unersättliche Habgier, tolle Genußsucht und das völlig rücksichtslose Streben nach eigener Sicherstellung. Mit den gewaltsamsten Mitteln will er nur sich selber bereichern; an unmäßigem, unkeuschem und schandbarem Genuß hat er seine Lust und treibt dazu auch seine Genossen an. Dabei ist er der typische Vertreter jener Hybris, in der die eigene Macht zum Gotte wird, er opfert dem Netz, in dem er Völker wie Fische dahingerafft hat. — Hinzunehmen muß man die Charakteristik, die der später lebende Verfasser des Danielbuches vom griechischen Reich entwirft. Er sieht es wie die früheren Welt-

1) Vgl. Bernh. Duhm, Das Buch Habakuk, Tübingen 1906.

reiche unter dem Bilde einer Bestie: aber die griechische Bestie ist so ganz anders als die früheren und ist ganz besonders furchtbar. So ungünstig lauten diese ältesten Urteile der Juden über die Griechen. Will man sich darüber wundern? Die ganze folgende Geschichte legt beredtes Zeugnis davon ab, daß sich Jude und Grieche im Grunde nie zu verstehen vermochten.

Aber mit Alexanders Auftreten ist das eigenartige Thema angeschlagen, das sich durch diese folgende Geschichte hindurchzieht und ihr ihre dramatische Lebendigkeit gibt: der Konflikt des Judentums mit dem Griechentum. Es ist das eigentliche Vorspiel jenes anderen Konfliktes, dem wir unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen versuchen, und es läßt schon die Motive anklingen, auf die sich dieser zweite Konflikt zwischen Judentum und Römertum aufbaut; denn das Römertum, mit dem wir die Juden den Entscheidungskampf werden eingehen sehen, ist eine ganz und gar hellenistisch durchtränkte Kulturgröße, und der Hellenismus war das Erbe, das Alexander als die geistige Frucht seiner Welteroberung den Besiegten hinterließ, das Produkt der wunderbaren Aufpfropfung griechischer Gedanken auf die mancherlei fremden Kulturstämme, die zuallermeist durch ihn in den Bereich des Griechentums gezogen worden waren.

Naturgemäß erfolgte auch für die Juden die Auseinandersetzung mit dem Hellenismus nicht über Nacht. Erst schlichen seine Einflüsse kaum merklich hin und wieder durch einzelne Poren ein. Mit einem Male

wurde die Gefahr einer gänzlichen Hellenisierung akut. Das war bei den politischen Verhältnissen, unter denen die Juden lebten, unvermeidlich. Das palästinensische Land lag mitten zwischen zwei der sogenannten Diadóchenreiche, die nach Alexanders Tod aus seinem Gesamtreiche entstanden waren, zwischen dem syrischen Reich der Seleuciden im Norden und dem ägyptischen der Ptolemäer im Süden, und diese Lage machte es zum natürlichen Zankapfel zwischen ihnen. Erst bekamen die Ptolemäer die Oberhand, und bis zum Jahre 198 blieb es mit verschwindenden Ausnahmen in ihrem Besitz. Für die Juden scheint das im allgemeinen eine Zeit friedlicher Entwicklung gewesen zu sein. Viele von ihnen kamen noch unter unmittelbarere Herrschaft der Ptolemäer, indem sie auf ägyptischem Boden selber, zumal in der gewaltig aufstrebenden Stadt Alexandrien, der Gründung Alexanders des Großen, ihr Glück versuchten und damit zur starken Vermehrung einer jüdischen Diaspora mitten unter den stärksten hellenistischen Einflüssen das Ihre beitrugen. Beim regen Verkehr hin und her konnten Rückwirkungen auf die Muttergemeinde nicht ausbleiben, und diese selber befand sich inmitten einer heidnischen Umgebung, deren Stadtgemeinden wenigstens so wie so dem Hellenismus verfallen waren. Trotzdem hat man sich seine Einwirkung auf die palästinensischen Juden zur Zeit der Ptolemäerherrschaft noch nicht zu entwickelt zu denken.

Das wurde völlig anders, seit im genannten Jahre 198 durch den entscheidungsvollen Sieg des

Seleuciden Antiochus' III. des Großen über den Feldherrn des Ptolemäers bei Paneas an den Jordanquellen die Herrschaft über Palästina an die Seleuciden überging. In völliger Verkennung jüdischer Eigengröße wagte Antiochus' III. Sohn und zweiter Nachfolger, Antiochus IV. Epiphanes, den unsinnigen Versuch, den Juden extrem griechische Sitte und griechischen Glauben aufzuzwingen. Aber da entlädt sich die furchtbare Spannung, und wunderbar tritt, inmitten des großen Abfalles der lauen Elemente, an den Tag, wie die jüdische Volksseele im Marke getroffen ist. Man hört den Notschrei sich ihr entringen, der die Gläubigen unter die Waffen ruft, um als Helden zu kämpfen, nachdem sie des heldenhaften Duldens müde sind, und unter der glorreichen Führung der Makkabäer kommt es zu jenen unsterblichen Taten, wie sie nur gedeihen, wo der Glaube selber das Schwert führt.

Auf die Dauer freilich behielt er das Heft nicht allein in den Händen. Es ist lehrreich zu beachten, daß auch, nachdem das ursprüngliche Ziel des Kampfes, die religiöse Freiheit, erreicht ist, der Kampf selber weitergeht. Unschwer entdeckt man, daß er von diesem Augenblicke an einen etwas anderen Charakter annimmt, und es ist nicht zufällig, daß die eigentlich „Frommen“ sich von ihm zurückziehen. Sie kämpfen nur mit, solange für sie der Glaube auf dem Spiele steht. Was die Übrigen, und nicht zum mindesten die Makkabäer selbst, zur Fortführung des Kampfes veranlaßt, sind offenbar andere Gründe, menschlichere und weltlichere. Sie kämpfen nicht

mehr nur um den Glauben, sondern um die Macht und die eigene Herrschaft, ihr Ziel ist künftig weniger ein religiöses als ein politisches. Das will zum Teil aus den Erfahrungen der bisherigen Makkabäerkämpfe selber verstanden sein. Man hatte durch sie gelernt, einen tiefen Blick in die unerwartet große Schwäche der syrischen Zentralgewalt tun, während sich am leuchtenden Glanz der ersten Makkabäersiege unter den Juden ein Nationalbewußtsein entzündete, das seit dem Ende des jüdischen Königtums zwar nie ganz erloschen war, aber unter den Trümmern der gestürzten nationalen Größe nur schwach fortgeglommen hatte.

Dem veränderten Ziele des Kampfes entspricht auch eine Verschiedenheit der Mittel, ihn fortan zu führen: neben den Waffen tut kluge Diplomatenkunst das Ihre und nicht das Mindeste. Kann den Judas Makkabäus der Hymnus preisen, daß er wie ein Held den Harnisch anlegte und Schlachten lieferte, indem er das Heer mit dem Schwerte schützte, so ist sein Bruder Jonathan schon der feine Politiker und Diplomat, der sich meisterlich darauf versteht, aus der Rivalität mächtiger oder halbmächtiger syrischer Thronprätendenten für sich und die Seinen so viel Kapital zu schlagen, daß diese fremden Fürsten nach der Gefolgschaft der Juden immer lüsterner werden und sie schon mit den größten Vergünstigungen an Jonathan und die Seinen aufwägen. Ja, nach Jonathans Tode kann sein Bruder und Nachfolger Simon so weit gehen, daß er als Preis für jüdische Treue vom Seleucidenkönig nichts Geringeres verlangt als die Gewährung vollständiger politischer Unabhängigkeit.

Und der Seleucidenkönig bezahlt den Preis! Das war allerdings das letzte Ziel des Kampfes, das makkabäischer Ehrgeiz sich hatte stecken können: zur religiösen Freiheit hinzu die politische. Wir stehen damit im Jahre 143 „im ersten Jahre Simons, des großen Hohenpriesters und Feldherrn und Anführers der Juden“, wie der Verfasser des I. Makkabäerbuches stolz datiert. Simon hatte diese Ämter von Königs Gnaden. Das jüdische Volk setzte sein Siegel darauf durch einen ausdrücklichen Beschluß, der ihn in seiner Stellung bestätigte und diese selber für erblich erklärte: Das ist die Geburtsstunde des makkabäischen oder, wie man es fortan zu nennen pflegt, des hasmonäischen Fürstentums. Wie weit ist man von dem, was der einstige Untergang des jüdischen Staatswesens dem Klagelieddichter eingegeben hatte, jetzt entfernt, wenn man, in einem begeisterten Hymnus auf Simon, die Worte liest:

„Er schaffte Frieden im Land,
und Israel ward hoch erfreut.
Ein jeder saß unter seinem Weinstock und Feigenbaum,
ohne daß sie jemand aufschreckte.
Es war niemand mehr, der sie auf Erden bekriegte,
und die Könige wurden in jenen Tagen gedemütigt.“ [1])!

Inzwischen war die wachsende Macht Roms schon so weit gediehen, daß sie auch im Orient ihre starken Einflüsse geltend zu machen anfing, waren

---

1) I. Makkabäer 14, 11—13.

doch beispielsweise die ägyptischen Eroberungsgelüste des Antiochus Epiphanes durch Rom gründlich zu nichte gemacht worden. So mußte mit Rom rechnen, wer für sich etwas gewinnen wollte. Das sah auch das neue Oberhaupt der Juden, Simon, richtig ein und sandte zur Legitimation seiner Ansprüche eine Gesandtschaft mit einem kostbaren goldenen Schild an die Römer. Es soll übrigens nicht die erste von seiten der Juden gewesen sein; aber die angeblich früheren unter Judas und Jonathan halten vor der geschichtlichen Kritik vielleicht nicht stand. Auch der Wortlaut der römischen Antwort an Simon, wie ihn uns das I. Makkabäerbuch glaubt mitteilen zu können, ist nicht unanfechtbar. Aber sicher ist, daß sie wohlwollend lautete und Simons Unabhängigkeit anerkannte, und das war von größter Bedeutung: Man war jetzt jüdischerseits, auch in den Augen der großen politischen Welt, was man sein wollte.

Simons eigener Glücksstern freilich neigte sich bald seinem Untergange zu. Simon fiel schnödem Meuchelmord durch die Hand des eigenen Schwiegersohnes zum Opfer. Aber dem Blutbad, das auch seinen drei Söhnen zugedacht gewesen war, vermochte einer, Johann mit dem Beinamen Hyrkan, zu entrinnen, und er folgte dem Vater auf dem jüdischen Thron. Johann Hyrkans und seiner Nachfolger Stärke beruhte auf der Schwäche der Seleuciden, deren Versuche, das verlorene Gebiet zurückzugewinnen, die Juden wohl gelegentlich hart mitnahmen, aber von keinem dauernden Erfolge begleitet waren. Auch half in Notfällen Rom noch lieber den Juden, als

daß es die syrische Großmacht wieder zu sehr hätte erstarken lassen wollen. Das ermöglichte es den Hasmonäern, eine Eroberungspolitik einzuschlagen, durch die das jüdische Staatswesen weit über seine bisherigen Grenzen ausgedehnt wurde. So unterwirft Johann Hyrkan die Idumäer im Süden des palästinensischen Landes; in seiner Mitte zerstört er den samaritanischen Konkurrenztempel auf dem Garizim und wird Herr über die Stadt Samarien. Sein Sohn und Nachfolger Aristobul, dem nur eine einjährige Regierung beschieden war, unterwirft die Ituräer, d. h., wie es scheint, die Bewohner des galiläischen Landes. Aristobuls Bruder und Nachfolger, Alexander Jannäus, bringt einen ganzen Kranz von Städten sowohl im ostjordanischen Land als im Westen an der Mittelmeerküste unter jüdische Botmäßigkeit.

Wie man sieht, sitzt all diesen Hasmonäern etwas vom kriegerischen Temperament und von der Tapferkeit ihrer makkabäischen Väter im Blute. Vorab Alexander Jannäus ist ein Haudegen, der so viel besser aufs Schlachtfeld als in das Heiligtum paßt, daß, als er bei einem Laubhüttenfeste im Tempel einmal als Hoherpriester amtet, das Volk in richtigem Instinkt die Entfaltung seiner Heiligkeit als Hohn auf die geistliche Würde, mit der er umkleidet ist, empfindet und seinem Widerspruch nur allzu offenen Ausdruck verleiht. Es springt denn auch sofort in die Augen, daß die Kriege dieser Hasmonäer in erster Linie nur ihrer eigenen Machtvergrößerung dienen wollen und entsprechend weltlichen Charakter tragen. Dafür ist nichts so bezeichnend als die Tatsache, daß schon

Johann Hyrkan gedungene Söldner als sein Kriegsheer ins Feld führt. Und ist es nicht eine seltsame Ironie, daß sein Sohn, Aristobul, der Großsohn eines Makkabäers, so ausgesprochen griechenfreundliche Neigungen zur Schau trägt, daß er den Namen eines Griechenfreundes („Philellen“) bekommt? Er legt sich als erster auch den Königstitel bei und nimmt damit für sich etwas in Anspruch, was im theokratischen Staate im Grunde keinem anderen als Gott selber vorbehalten sein sollte. Aber erst Alexander Jannäus muß man sich vergegenwärtigen, wie er mitten in der heiligen Stadt mit seinen Buhlerinnen am Gelage sitzend gegen 800 der ihm feindlichen Juden ans Kreuz schlagen und vor ihren Augen ihre Weiber und Kinder hinwürgen läßt, — und man wird mit Schrecken gewahr, wie weit die Verweltlichung der neuen Judenfürsten schon gediehen ist. Wir wollen freilich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß wir die Hasmonäer zum Teil nur aus einer ihnen ausgesprochen feindlichen Berichterstattung kennen, deren Gehässigkeit sie mancher Schuld vielleicht nur fälschlich zeiht. So groß ihre Weltlichkeit aber auch geworden sein mag, so ist es doch bei weitem nicht an dem, daß sie mit dem Judentum irgendwie hätten brechen wollen, im Gegenteil. Ihre Eroberungen benützen sie zu gewaltsamer Judaisierung der von ihnen Unterworfenen. So stark sind sie trotz allem von der heiligen Mission des Schwertes, das sie in Feindesland tragen, durchdrungen. Man wird unwillkürlich an jene späteren semitischen Eroberer erinnert, die bei einer ähnlichen Mischung von Weltsinn

und Glaubenseifer die energischen Missionare des Islams geworden sind.

Aber der Weltsinn der Hasmonäer war keineswegs nach dem Herzen aller ihrer Untertanen. Wir erinnern uns jener Frommen, die in den Tagen eines Judas Makkabäus zu den Waffen gegriffen, sich aber vom Kampfe zurückgezogen hatten, sobald sie sich in der Ausübung ihres Glaubens gesichert wußten und die Vorkämpfer Bahnen einschlagen sahen, die nicht mehr die ihren waren. Ihre Separation gibt der Partei, zu der sie sich, zumal aus Reaktion gegen die zunehmende Verweltlichung der Hasmonäer immer fester zusammenschlossen, den Namen. Es sind die Pharisäer, d. h. eben die „Separatisten", die „Abgesonderten". Mit ihrem Namen ist schon ein guter Teil ihres Wesens gekennzeichnet. Absonderung ist ja das Losungswort des Judentums überhaupt, seit der oben erwähnten Einführung des Deuteronomiums und erst recht der esranischen Gesetzesverfassung. Tatsächlich ist auch die Geschichte des Pharisäismus in gewisser Hinsicht so alt wie die des Judentums selber; aber sie war bisher anonym verlaufen. In die Erscheinung treten die Pharisäer im eigentlichen Sinne erst, wo es nicht bloß die Absonderung nach außen, nach seiten der Heidenwelt, sondern auch nach innen, nach seiten des heidnischen Wesens im jüdischen Staate selber gilt, und dieses Heidentum erblicken sie in jedem Bunde mit der Welt, wie er bei den nach politischer Macht und Herrschaft strebenden Makkabäern und Hasmonäern nun einmal unvermeidlich war. Den Pharisäern ist jede Einmischung in die weltlichen

Geschäfte, jeder Verkehr mit irdischen Großen, ohne den es beim Regieren überhaupt nicht abgeht, ein Quell von lauter möglichen oder wirklichen Verunreinigungen, und ihr Ideal ist levitische Reinheit in allen Dingen, in Handel und Wandel, in Gemeinde wie in Familie. Darum sind sie auch scharf auf die Stammbäume aus, und es ist ihnen kein kleines Ärgernis, daß die hasmonäischen Hohenpriesterkönige von Haus aus gar nicht hohepriesterlichen Geblütes sind, sondern ihre höchsten Würden aus der Hand heidnischer Könige empfangen haben. Aber wenn sie nur erst an ihr Tun den strengen Maßstab des Gesetzes legen, in dessen Erfüllung sie das Pünktchen aufs I gesetzt wissen wollen und selber das Menschenmögliche zu leisten sich abplagen, wieviel finden sie nicht an den Hasmonäern auszusetzen! Man sieht unschwer ein, daß der Grund zu einem Bruche zwischen Pharisäern und Hasmonäern tief genug lag.

Um ihn tatsächlich zustande kommen zu lassen, bedurfte es nur einer geringfügigen Veranlassung, und unter Johann Hyrkan soll sie sich, wie uns der jüdische Geschichtsschreiber Josephus erzählt, unter folgenden Umständen eingestellt haben. Als einmal viele Pharisäer bei Hyrkan zu Gaste waren, richtete er an sie die Bitte, sie möchten doch, wenn sie sähen, daß er Ungesetzliches tue, ihn darauf aufmerksam machen und auf den rechten Weg weisen: Alle Anwesenden waren aber seines Lobes voll. Nur einer, ein gewisser Eleazar, erhob sich und schwatzte aus der Schule: „Da du die Wahrheit zu erfahren wünschest, so wisse: Wenn du gerecht sein willst, so lege die hohepriesterliche

Würde nieder und begnüge dich mit der politischen Herrschaft über das Volk.“ Als Hyrkan nach der Ursache fragte, erwiderte jener: „Wir haben nämlich gehört, daß deine Mutter unter Antiochus Epiphanes Kriegsgefangene gewesen sei“ (Eleazar meint damit, daß die Reinheit des Blutes Hyrkans Zweifeln unterliege). Seine Behauptung war aber unrichtig, weshalb Hyrkan aufs höchste aufgebracht wurde. Als er dann den Pharisäern die Frage vorlegte, welche Strafe Eleazar verdient habe, sagten diese: „Schläge und Bande.“ Hyrkan, der meinte, auf Eleazars Lästerung gehöre der Tod, wurde durch diese Antwort noch zorniger und glaubte, und wohl nicht mit Unrecht, zu erkennen, daß Eleazar im Einverständnis mit seinen Parteigenossen die Schmähung gegen ihn ausgesprochen habe. Infolgedessen habe sich Hyrkan ganz von den Pharisäern losgesagt, bei Strafe die Beobachtung der von ihnen aufgestellten Satzungen verboten und sich selber den Sadduzäern angeschlossen.

Mag es sich mit der Glaubwürdigkeit dieser Anekdote verhalten wie es will, die Denkart und Stimmung der Pharisäer charakterisiert sie jedenfalls nicht übel, und recht wird sie darin haben, daß sie bis in die Hasmonäerzeit hinauf den aus dem Neuen Testament genugsam bekannten Gegensatz der beiden Parteien der Pharisäer und der Sadduzäer zurückdatiert. Was wir uns unter den Sadduzäern, deren Name hier gleichfalls zum ersten Male in der Geschichte hervortritt, vorzustellen haben, das ergibt sich am besten gerade aus ihrer Gegensätzlichkeit zu den Pharisäern. Die

Sadduzäer sind die Partei der Politiker und der Diplomaten, die keine gesetzliche Skrupel vom Regiment und von der Berührung mit der Welt zurückhält. Was sie also von den Pharisäern unterscheidet, ist weit weniger das Vorhandensein gewisser Lehrdifferenzen in Sachen des Glaubens, wie z. B. ihre Leugnung der Auferstehung oder der Engel und Geister (Apostelgesch. 23, 8), als eine grundsätzliche Verschiedenheit der ganzen Auffassung von Welt und Beruf, der Gegensatz zweier Lebensanschauungen, einer kirchlich-religiösen, separatistischen und pietistischen auf der einen, einer profanen, weltoffenen und vor allem politisch gefärbten auf der anderen Seite. Die Sadduzäer als die Partei der Regierenden und Diplomaten sind naturgemäß zugleich mehr die Aristokraten, und bestimmter können wir sagen: sie sind ihrem Kerne nach der alte Priesteradel; darauf weist uns auch schon ihr Name, der aller Wahrscheinlichkeit nach auf Sadok, das Stammhaupt der jerusalemischen Priesterschaft, zurückgeht[1]). Das will freilich nicht dahin mißverstanden sein, als hätten nur Priester oder als hätten gar alle Priester zu den Sadduzäern gehört; aber aus den vornehmen Priesterkreisen ist ihre Partei herausgewachsen. Das macht es um so verständlicher, warum es den Hasmonäerfürsten um einen Anschluß an sie zu tun sein mußte. In ihrer höchsten geistlichen und weltlichen Würde waren die Hasmonäer im Grunde ja doch nur Emporkömmlinge, die ihre

---

1) Vgl. auch die Sadduzäer im Anhang des Hohenpriesters, Apostelgesch. 5, 17.

Erhöhung der Gnade fremder Fürsten zu danken hatten. Also war für sie der Bund mit den vollbürtigen Nachkommen der alten geistlichen Führer und Spitzen des Volkes wie ein Siegel der Legitimität auf ihre jungen Fürstenrechte. Übrigens empfahl ihnen die Sadduzäer auch ihr Geld; denn in einer Zeit, wo Bestechung mehr als je der Politik den gehörigen Nachdruck verlieh, konnte es brauchen, wer das Staatsruder führen wollte.

Am lebhaftesten wogten die Kämpfe der Parteien unter König Alexander Jannäus (104—78). Über die Stimmung der damaligen Pharisäer sind wir durch Parteischriften aus ihrer Feder, die uns im sogenannten Henochbuch erhalten sind, gut unterrichtet [1]). Sie atmen den ganzen blutigen Haß und verkünden laut die furchtbaren Rachegefühle der Unterdrückten, die in ihrer Unterdrückung nur die verruchten Mittel ihrer profanen Gegner sehen, womit diese reich werden und herrlich und in Freuden leben wollen. Und daß es ihnen schon so gut geht, und daß sie reich s i n d, das ist für diese Rechtgläubigen ein Anstoß sondergleichen; denn sonst glauben sie im Wohlergehen den sicheren Beweis für Wohlverhalten erkennen zu dürfen. Aber mögen nur die Gegner ihr Vertrauen auf das Zepter ihres Reiches und auf ihren Ruhm setzen und, wie einer dieser pharisäischen Autoren ihnen übertreibend zuruft, den Namen des Herrn der

---

1) Vgl. des Verfassers Apokryphen und Pseudepigraphen in Budde's Geschichte der althebräischen Literatur (Literaturen des Ostens VII, 1) S. 358—363.

Geister verleugnen, so bleibt der Frommen Trost, daß es noch eine himmlische Buchführung gibt, deren Ergebnis den Umschwung unzweifelhaft macht. Und unmittelbar bevor steht der Tag der Abrechnung, ein Tag grausigen Blutvergießens, wo im Blute der Sünder ein Roß bis an die Brust waten und ein Wagen bis zu seiner Höhe einsinken wird; dabei werden die Frommen selber die Exekutoren ihrer Feinde werden, sie werden ihnen die Hälse abschneiden und sie erbarmungslos töten!

Ein so ehrlich gemeinter Haß war nicht leicht zu nehmen, und den Pharisäern fehlte es auch nicht an den sanfteren Mitteln, um sich die Herzen des Volkes zu gewinnen. Ostentativ, wie alles, was sie taten, ließen sie in den Synagogen, wo sie sich als die um die Schriftgelehrsamkeit Interessierten naturgemäß zu Hause fühlten, wie auf Markt und Straße ihr Wohlwollen und ihre Mildtätigkeit spielen, und das auf diese Weise verausgabte Kapital brachte ihnen die Zinsen reichlich ein.

Alexander Jannäus soll selber noch auf seinem Sterbebette seiner Gemahlin Alexandra (auch Salome genannt), der er die Regierung überließ, den guten Rat gegeben haben, mit den Pharisäern ihren Frieden zu schließen. Tatsache ist, daß sie es tat, und wir dürfen es glauben, daß die Pharisäer die Macht, die sie damit auch offiziell in ihre Hand bekamen, nicht unbenützt ließen. Vorab in der obersten einheimischen Behörde, im Synedrium, in das sie jetzt ihren Einzug hielten, wußten sie ihre Einflüsse geltend zu machen. Kein Wunder, daß im

Blick auf ein so regiertes Staatswesen rabbinische Überlieferung das Regiment der Alexandra als die goldene Zeit preisen konnte, wo die Weizenkörner so groß wie Nieren, die Gerstenkörner wie Olivenkerne und die Linsen wie Golddenare geworden seien! Die Schriftgelehrten hätten solche Körner gesammelt und Proben davon aufbewahrt, um den künftigen Geschlechtern zu zeigen, wohin die Sünde führe! — Auch fiel für die Frommen mit Alexandras Regierung ein Ärgerniß von vornherein dahin: als Frau konnte sie den hohenpriesterlichen Purpur nicht tragen. Sie überließ ihn ihrem Sohne Hyrkan, womit die Trennung der geistlichen Würde von der weltlichen gegeben war. Da konnte denn mit voller Herzenslust ein gleichzeitiger Autor seinen Gedanken über das Verhältnis der getrennten Gewalten die Zügel schießen lassen, und es ist bemerkenswert, wie er das Geistliche dem Weltlichen in einer Weise überordnet, daß uns seine Worte schon fast an Aussprüche aus der Zeit der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum erinnern können: „Wie der Himmel die Erde überragt“, sagt er, „so überragt das Priestertum Gottes das Königtum auf Erden.“ [1]) Nur daß dieses Priestertum Gottes in der Person Hyrkans einen denkbar traurigen Vertreter gefunden hatte! Mit dem Ausdruck einer priesterlichen Schlafmütze ist er erschöpfend charakterisiert worden. Dafür besaß er einen Bruder, der aus anderem Holz geschnitzt war, Aristobul. Schon seiner Mutter, Alexandra,

---

1) Testamente der 12 Patriarchen, Juda 21.

machte Aristobul viel zu schaffen, indem er ihren Tod nicht erwarten konnte. Als sie eine schwere Krankheit befiel, erhob er sich zum Aufstand, und für die Mutter war es ein Glück, daß ihre Krankheit mit dem Tode endete; denn man sieht schwer ab, wie sie den Lauf der Dinge hätte aufhalten können. Die Verschiedenheit Hyrkans und Aristobuls wuchs sich in natürliche Feindschaft aus, und aus dem Kampfe der beiden feindlichen Brüder sproßte die Unheilssaat auf, welche schließlich die Römer zur Ernte heranrief.

Als Alexandra im Jahre 67 die Augen schloß, übernahm zunächst Hyrkan (als der zweite seines Namens) die Regierung. Aber Aristobul zog wider ihn heran, und bei Jericho kam es zur Schlacht. Es ist für die Schwäche der Person Hyrkans bezeichnend, daß noch vor Beginn des Kampfes ein Teil seiner Truppen ihm entlief, um sich auf seines Bruders Seite zu schlagen. Auch in der Burg zu Jerusalem, wo er glücklich noch eine Zuflucht gefunden hatte, vermochte er sich Aristobul gegenüber nicht zu halten. Er willigte in den schmählichen Vertrag ein, der ihn nicht bloß der königlichen, sondern auch der hohenpriesterlichen Würde enthob, und lebte zunächst als Privatmann im ruhigen Besitz seiner Einkünfte weiter. Damit war Aristobul (ebenfalls als der zweite seines Namens) König.

Aber nicht ein jeder wünschte eine so energische Natur auf dem jüdischen Königsthron, wenigstens nicht, wer sich für seine eigene Person mit höher fliegenden Plänen trug. Und dieser Art war ein

Mann, dessen Eingreifen in die jüdische Geschichte für ihren ganzen weiteren Verlauf von den verhängnisvollsten Folgen sein sollte. Er stammte von den Idumäern, welche, wie bereits erwähnt, Johann Hyrkan unterworfen und zur Annahme des Judentums gezwungen hatte, und hieß Antipater. Über seine nähere Herkunft gehen die Nachrichten stark auseinander. Wir haben aber keinen Grund, zu bezweifeln, daß schon sein Vater, der Antipas geheißen haben soll, von Alexander Jannäus in die Würde eines Statthalters von Idumäa eingesetzt worden sei, und er selber scheint ihm darin gefolgt zu sein. Aber damit nicht zufrieden, erkannte er als kluger Mann die lockende Gunst der Zeichen der Zeit und verstand es, sie sich zunutze zu machen. Mit einem politisch fähigen Oberhaupt der Juden wie Aristobul war für ihn sehr viel weniger zu gewinnen als mit einem politisch unfähigen vom Schlage Hyrkans. So war sein erstes, auf einen Umschwung der jüdischen Thronverhältnisse hinzuarbeiten. Hyrkan und einem Kreise der vornehmsten Juden fing er an, das Unrecht, das ihnen Aristobul angetan habe, in den schwärzesten Farben zu malen; schwärzere hatte er nur für das, was ihnen Aristobul in Zukunft erst noch anzutun gedenke; dagegen wußte er den Segen eines Thronwechsels in so freundliches Licht zu rücken, daß er willige Ohren fand. Den Ausschlag gab, daß er die Hülfe des Araberkönigs Aretas in die Wagschale werfen konnte. So war schließlich der Erfolg seiner Überredungskünste, daß Hyrkan in nächtlicher Flucht Jerusalem verließ. In Antipaters Begleitung — denn

allein wagte Hyrkan zeitlebens keine Unternehmung — begab er sich in den Schutz des Araberkönigs in seine Hauptstadt Petra. Hier schürte Antipater das Feuer jetzt erst recht, und Hyrkan war erbärmlich genug, seinem arabischen Schutzherrn die Übergabe von zwölf unter Alexander Jannäus in jüdischen Besitz übergegangenen Städten zu versprechen für den Fall, daß er ihm gegen Aristobul helfe. Aretas half, und seine Truppen erfochten einen so entscheidenden Sieg über Aristobul, daß viele von dessen Anhängern es jetzt für geraten hielten, auf Hyrkans Seite überzugehen. Mit den treu Gebliebenen zog sich Aristobul auf den Tempelberg zurück. Des Aretas Heer folgte ihm und begann, von den an Zahl zunehmenden Parteigängern Hyrkans unterstützt, ihn zu belagern. Die Belagerten hatten auf ihrer Seite die Priester, und zufällig erfahren wir, wie genau sie es in der Darbringung der Opfer im Tempel nahmen. Offenbar galt ihnen treue Kulterfüllung als beste Gewähr des Sieges. Wenigstens gingen sie so weit, daß, als es ihnen an Opfertieren gebrach, sie sich sogar zur Zahlung einer Unsumme an die Belagerer verstanden, nur um die für das Passahopfer nötigen Schafe von ihnen zu bekommen. Die Belagerer strichen das Geld ein und — behielten die Schafe für sich! Daneben versprachen sie sich ihrerseits den Sieg von der Macht des Gebetes: Einen gewissen Onias, der als großer und erfolgreicher Beter berühmt war, zwangen sie in ihr Lager, damit er auf Aristobul und die Seinen Gottes Fluch herabflehe. Onias trat in ihre Mitte und betete: „O Gott, Du König aller

Dinge, da die hier um mich Stehenden dein Volk sind und die Belagerten deine Priester, so bitte ich, du wollest weder jene gegen diese erhören, noch was diese erflehen, gegen jene zur Ausführung bringen.“ Dieses Gebet kostete den frommen Beter den augenblicklichen Tod, aber sein Wunsch fand Erhörung; denn die Hauptfrucht des gegenseitigen giftigen Hasses, den die genannten Züge genugsam illustrieren, fiel einem Dritten in den Schoß, dem Römer.

Dem Legaten des Pompejus in Syrien, Scaurus, war die Kunde vom Kampfe der feindlichen Brüder willkommene Botschaft. Eilend machte er sich von Damaskus nach Judäa auf den Weg, und hier ging in seiner Gegenwart von beiden Seiten das Klagen los, aber auch das Versprechen. Aristobul bot Geld, Hyrkan nicht weniger. Indessen besaß Scaurus Menschenkenntnis genug, um sich bald darüber klar zu sein, auf welcher Seite die größere politische Fähigkeit liege, und dem Römer war — anders als Antipater — der politisch fähigere der rechte Mann. Der Araberkönig wurde des bestimmtesten angewiesen, die Belagerung Aristobuls sofort aufzuheben, widrigenfalls er als Feind der Römer betrachtet werden würde, und die Drohung genügte.

Doch das war nur das Vorspiel. Inzwischen war Pompejus von seinem Armenierzug zurückgekehrt und brachte den Winter 64/63 in Syrien zu. Als er im darauffolgenden Frühling von Damaskus vorrückte, war er nahe genug, daß sich vor ihm die Gesandtschaftsszenen, die sich vor Scaurus abgespielt hatten, zweimal wiederholen konnten, und es war keine

Frage, daß von seinem Entscheid ungleich mehr abhing als von dem seines Legaten. Aristobul ließ es sich einen goldenen Weinstock im Werte von 500 Talenten kosten, den mit seiner stolzen Aufschrift: „Von Aristobul, dem König der Juden“ noch der bekannte griechische Geograph Strabo im Tempel des kapitolinischen Jupiter zu Rom gesehen hat. Hyrkan dagegen hatte eine ganze Fülle von Klagen über den ungleichen Bruder nach Damaskus mitzubringen, und Antipater hatte für tausend Zeugen gesorgt, um Hyrkans Aussagen den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Aber außer den beiden Brüdern mit ihren Leuten stellte sich eine dritte jüdische Gesandtschaft ein, und ihr Begehren ist interessant genug: sie wollen weder Aristobul noch Hyrkan, sie wollen überhaupt keinen einheimischen König, sondern wünschen geradezu die Fremdherrschaft. Dieses Begehren müßte uns allerdings mehr befremden, wenn wir nicht schon das Mißtrauen der Pharisäer gegen jüdische Selbstregierung kennen gelernt hätten und nicht bereits wüßten, wie sehr diesen Männern des Gesetzes jede Berührung mit den weltlichen Dingen der Politik im Grunde zuwider war. Aus ihren Kreisen also wird jenes Begehren hervorgegangen sein: ihnen erschien die Fremdherrschaft, unter deren Voraussetzung einst, wie schon gesagt, die esranische Gesetzesverfassung eingeführt worden war, als beste Gewähr, um unbehindert und ungestört der Erfüllung und dem Studium des Gesetzes zu leben. Auch hatten sie persönlich mit der Fremdherrschaft um so weniger zu verlieren, als seit Alexandras Tod die ihnen selber eingeräumten poli-

tischen Machtbefugnissse wieder stark zurückgegangen waren.

Pompejus vertagte zunächst den Entscheid, um die Dinge womöglich erst aus der Nähe kennen zu lernen. In der Zwischenzeit gedachte er auch mit den arabischen Nachbarn der Juden fertig zu werden. Aber die Verdächtigkeit des Benehmens Aristobuls zog ihn rascher auf jüdischen Boden, als er selber beabsichtigt hatte. Der beschleunigte Vormarsch machte Aristobul plötzlich etwas ängstlich, er begab sich zu Pompejus ins Lager, bot ihm Geld an und versprach ihm, wenn er mit ihm Frieden schließen wolle, die Öffnung der Tore Jerusalems. Das konnte Pompejus recht sein; aber Aristobul hatte mehr versprochen, als wofür er einstehen konnte, und als Gabinius, des Pompejus Feldherr, vor Jerusalem kam, um die Einlösung seines Versprechens zu fordern, fand er nicht einmal Aristobuls eigene Anhänger gewillt, der Forderung zu entsprechen. Die Stadttore blieben verschlossen, und auch ohne Geld mußte Gabinius zurückkehren. Das erregte begreiflicherweise den gerechten Zorn des Pompejus, er nahm Aristobul in Gewahrsam und rückte in eigener Person vor Jerusalem.

In der Stadt war man uneins, was zu tun sei. Die Anhänger Aristobuls, durch die Gefangennahme ihres Herrn gereizt, zeigten keine Neigung, Pompejus die Wege zu ebnen, und wollten es auf eine Belagerung ankommen lassen; die Anhänger Hyrkans dagegen begrüßten in Pompejus vor allem den Retter vor Aristobul und waren freudig bereit, ihm die Tore

zu öffnen, und das war natürlich auch die Meinung jener Frommen, die im Kommen der Fremdherrschaft sogar die Erfüllung eines eigenen Wunsches sahen. So blieb Aristobuls Partei in der Minderheit. Sie zog sich auf den Tempelberg zurück, brach die Verbindungsbrücke mit der Stadt ab und rüstete sich zum äußersten Widerstand. Die anderen öffneten Pompejus die Tore, und ohne Schwertstreich zog sein Legat Piso, der nachmalige Schwiegervater Cäsars, in Jerusalem ein.

Dagegen ließ sich den auf dem Tempelberg Verschanzten nur durch eine regelrechte Belagerung beikommen, und sie machten es ihren Angreifern nicht leicht; nur das schaffte diesen einen Vorsprung, daß sie am Sabbath ungestört arbeiten konnten, weil die Belagerten ihn strenge beobachteten. Die Belagerung dauerte ganze drei Monate, bis es den Römern gelang, in die nördliche Mauer Bresche zu legen. Der erste, der eindrang, war ein Sohn des Diktators Sulla mit seinen Leuten. Es gab ein furchtbares Gemetzel; auf 12000 wird die Zahl der jüdischen Opfer angegeben. Die Priester wurden niedergemacht, während sie ihren heiligen Dienst versahen. Und nun ereignete sich, was die Juden am tiefsten schmerzte: Pompejus wagte es, in das Allerheiligste, das sonst nur der geweihte Fuß des Hohenpriesters einmal im Jahre betreten durfte, einzudringen und sich zu besehen, was keines profanen Menschen Auge sonst je geschaut hatte. Nicht, als hätte er es in böser Absicht getan. Er schonte vielmehr das Gold, das ihn hätte locken können, und ließ am Tage nach

der Bestürmung den Tempel durch die eigenen Tempelbediensteten wieder reinigen, so daß der Kult unbehindert seinen Fortgang nehmen konnte. Unnachsichtig zeigte er sich nur gegen die Urheber des Widerstandes: sie wurden mit dem Beile hingerichtet. Aristobul samt seinen beiden Söhnen Alexander und Antigonus und seinen beiden Töchtern nahm er mit sich, den abgesetzten König als Hauptschaustück für seinen späteren Triumphzug in Rom. Auch sonst mußten ihm jüdische Gefangene nach Rom folgen; nach ihrer späteren Freilassung bildeten sie die Hauptstützen der dortigen Judengemeinde. Im übrigen wurde den Juden von Pompejus ein Tribut auferlegt und namentlich das Gebiet ihrer Eroberungen stark beschnitten: sie verloren sämtliche Küstenstädte im Westen sowie die nicht judaisierten Städte im Ostjordanlande, dazu Samarien und das an der Südgrenze Galiläas gelegene Skythopolis, das unter Johann Hyrkan in jüdischen Besitz gekommen war. Was Pompejus den Juden abnahm, teilte er der neugegründeten Provinz Syrien zu, als deren erster Statthalter der uns schon bekannte Scaurus eingesetzt wurde. Seiner Herrschaft wurde auch das jüdische Staatswesen irgendwie unterstellt. Es hatte an seiner Spitze jetzt nur noch ein geistliches Oberhaupt, Hyrkan II., dem Pompejus die hohepriesterliche Würde zurückgab.

Um das jüdische Königtum, überhaupt um die Tage der goldenen Freiheit war es geschehen. Juda war Rom untertan: das ist der Anfang vom Ende des jüdischen Staatswesens.

Zweiter Vortrag.

Von Pompejus bis Herodes.

Richard Rothe hat einmal das Wort gesprochen: „Wir hören wohl die Melodie der Weltgeschichte. Wer aber die wunderbare Harmonie vernehmen könnte, von der diese begleitet wird in dem Widerklange, den sie in den Millionen von Menschenherzen gibt, die von ihr berührt werden!“ In der Betrachtung der jüdischen Geschichte sind wir hin und wieder im glücklichen Falle, von diesem inneren Widerklang etwas zu vernehmen, und das trifft gerade auf das Ereignis zu, unter dessen Eindruck uns der Schluß des letzten Vortrages gestellt hat, auf die Eroberung Jerusalems durch Pompejus. Wir besitzen nämlich eine Reihe von Psalmen, in Stil und zum Teil an Gedankengehalt unseren alttestamentlichen nah verwandt, in denen wir den Niederschlag der Stimmung, wie sie sich angesichts der Ankunft des großen Römers der jüdischen Frommen bemächtigte, sehen dürfen. Es sind die sogenannten Psalmen Salomos, ein unschätzbares Dokument für unsere Kenntnis der damaligen innerjüdischen Verhältnisse. Sie sind ganz und gar aus Parteiempfinden heraus entstanden, und auf welcher Seite ihre Dichter zu

suchen sind, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, so unverhüllt zeigen sie den Standpunkt der Pharisäer. Daß die Pharisäer dem kommenden Römer nicht von vornherein feindlich gegenüberstanden, ist aus unseren früheren Ausführungen bekannt. Was ihnen vor allem zu schaffen gab, war die Tatsache, daß eigene Volksgenossen und nun gar ihre verhaßten sadduzäischen Parteigegner mit den hasmonäischen Profanmenschen an der Spitze die Hände in den unreinen Regierungsgeschäften hatten, während dafür Fremde gerade gut genug gewesen wären. Daß dieser ärgerlichen Selbstregierung mit dem Auftreten des Pompejus ein gewaltsames Ende gemacht wird, erfüllt die Pharisäer mit sichtlicher Genugtuung. Wenigstens ahnen sie in seinem Herannahen schon den gewaltigen Augenblick, wo alle Ungerechtigkeit vor ihren Augen weggefegt werden soll, und wenn auch halb angstvoll, so zittert doch mit Freuden dem Pompejus das Herz des Dichters entgegen, wenn er spricht:

„Gefahr und Kriegsgeschrei vernahm mein Ohr,
Trompetengeschmetter, das Tod und Verderben verkündete,
Tosen zahlreichen Volkes, gewaltigem Winde gleich,
Gleich gewaltigem Feuersturm, der durch die Steppe tobt.
Da dachte ich bei mir: So wird uns Gott also Recht schaffen.“ [1])

Und wie schafft er Recht? Alles Unglück, das der Römer über Jerusalem bringt, ist in den Augen

1) Salomon. Psalm 8, 1—3.

dieser Pharisäer nichts als das große Strafgericht über ihre hasmonäischen und sadduzäischen Gegner, die mit dem Verlust der politischen Selbständigkeit des jüdischen Staatswesens in der Tat wenn nicht alles, so doch ihr Bestes verloren. Und so besehen geht der römischen Invasion für pharisäisches Empfinden alle eigentliche Härte ab. Ja, es ist eine fast triumphierende Stimmung, die uns aus einigen dieser Psalmen entgegenklingt. Sie lesen sich stellenweise, als hätte das nationale Unglück ausschließlich nur die Gegner betroffen, als wäre man pharisäischerseits bloß zu glücklichen Zeugen ihres Unterganges berufen und selber überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen worden.

„Er (Pompejus) richtete ihre Führer hin und alle Weisen im Rate,
Vergoß das Blut der Bürger Jerusalems wie unreines Wasser,
Führte ihre Söhne und Töchter fort, die sie in Unzucht gezeugt hatten.
. . . .
Gott erwies sich gerecht in seinen Gerichten an den Völkern der Erde,
Und die Frommen Gottes sind unter ihnen wie die unschuldigen Lämmer.
Gelobt sei der Herr, der die ganze Erde richtet in seiner Gerechtigkeit.“ [1])

Von diesem Gedanken einer göttlichen Gerichtsoffenbarung kommen unsere pharisäischen Dichter

---

1) 8, 20 f. 23 f.

nicht los, er wird ihnen Erklärung und Trost zugleich.

Was aber dieses Gericht heraufbeschworen hat, ist das gesamte profane Wesen und Treiben ihrer Gegner, und über sie die ganze Schale ihres bitteren Hasses auszugießen, werden diese frommen Sänger nicht so bald müde. Unbarmherzig stellen sie ihrer Gegner ganze Weltlichkeit im Heiligenschein an den Pranger, sagen ihnen die bösesten Dinge nach, Verleumdung, Lug und Trug, vor allem Üppigkeit und geschlechtliche Unsauberkeit. Es wird nach alledem nur begreiflich, daß ein Volk, das innerlich so zerrissen war, die Beute der Fremden werden mußte.

Wenn aber die Römer den Pharisäern als die Retter vor den Gegnern innerhalb der eigenen Mauern erschienen, so taucht damit fast schon ein Problem auf: Wie konnte es bei der unleugbaren Entwicklung des Judentums nach seiten der pharisäischen Ideale hin dazu kommen, daß die Auseinandersetzung mit den Römern, die man als die Retter begrüßt hatte, schließlich zum Untergang des gesamten jüdischen Staatswesens führte? Auch in dieser Hinsicht eröffnen uns die salomonischen Psalmen einen wichtigen Einblick und fördern unser Verständnis.

Bei aller Freude an der Schlappe, welche die Gegner durch Pompejus erlitten haben, können die frommen Gesetzeseiferer ihre Augen nicht lange vor der Tatsache verschließen, daß die Römer doch nicht die idealen Befreier sind, wie man sie in glühender Sehnsucht erhofft hatte. Schon bald stellt sich eine wesentlich verschiedene Beurteilung der neuen Er-

oberer ein, die uns an die Art und Weise erinnern mag, wie wir das Auftreten Alexanders des Großen durch einen Zeitgenossen geschildert fanden. Man wird sich, und in Pharisäerkreisen gewiß nicht zuletzt, des ganzen heidnischen Charakters der Fremden bewußt, wie er im Grunde ja auch gar nicht anders sein konnte, und diese furchtbare Enttäuschung löst bei einem späteren unserer salomonischen Psalmdichter Töne aus, wie man sie unter dem anfänglichen Jubel über den Sturz der Hasmonäer und ihres Anhanges nicht zu hören bekommen hatte. Da heißt es z. B.: [1])

„Laß genug sein, Herr, daß deine Hand auf Jerusalem lastet im Andrang der Heiden;
Denn sie haben ihr Spiel getrieben und nicht geschont in Zorn und grimmem Wüten,
Und sie werden den Garaus machen, wenn nicht du, Herr, sie in deinem Zorne schiltst.
Denn nicht im Eifer für dich haben sie gehandelt, sondern in ihres Herzens Lust,
Um ihren Grimm über uns auszugießen in Plünderung.
Zögere nicht, Gott, ihnen auf ihr Haupt zu vergelten,
Des Drachen Übermut in Schmach zu wandeln.“

Einst war der Grieche unter dem Bilde der gottfeindlichen Bestie dargestellt worden; jetzt ist es der Römer. Und man muß hören, wie von solchem Standpunkte aus schon der Hergang der römischen Eroberung geschildert wird: [2])

„In seinem Übermut stürzte der Sünder mit dem

---

1) 2, 22—25. 2) 2, 1 f.

Widder feste Mauern,
Und du hindertest es nicht.
Fremde Heiden bestiegen deinen Altar, betraten ihn
übermütig in ihren Schuhen“ usw.

Aber das alles ist dieser frommen Sänger letztes Wort nicht. Wenn sie gleich das Treiben ihrer jüdischen Gegner zur Verzweiflung bringen möchte, und wenn sie auch alle Erwartungen, die sie auf die Fremden gesetzt haben, getäuscht sehen, so bleibt ihnen unverlierbar ein Besitz, an dessen stillen Frieden keine feindliche Hand zu tasten vermag: es ist das alte prophetische Erbe, die Hoffnung auf Zukunft, um die man sich in jeder Not neu geschart hat. Und unter dem Druck der Gegenwart bricht sie mit verdoppelter Kraft hervor, eine Erwartung, die in dem engern Sinne „messianisch“ ist, daß sie von der Herrschaft eines persönlichen Messias das künftige Heil abhängig macht. Die berühmte Stelle im 17. salomonischen Psalm, in der sie sich ihren beredtesten Ausdruck geschaffen hat, ist für das Verständnis der jüdischen Frommen so wichtig, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier wenigstens teilweise wiederzugeben. Und dabei hat man sich immer wieder gegenwärtig zu halten, daß sie in eben dem Augenblick geschrieben ist, wo die römische Weltmacht ihre starke Hand über das kleine jüdische Staatswesen gelegt hat:

„Sieh darein, o Herr, und laß ihnen erstehen ihren
König, den Sohn Davids,
Zu der Zeit, die du erkoren, Gott, daß er über deinen
Knecht Israel regiere.

Und gürte ihn mit Kraft, daß er ungerechte Herrscher zerschmettere,
Jerusalem reinige von den Heiden, die es kläglich zertreten.
Weise und gerecht treibe er die Sünder weg vom Erbe,
Zerschlage des Sünders Übermut wie Töpfergefäße.

. . . .

Dann wird er ein heiliges Volk zusammenbringen, das er mit Gerechtigkeit regiert,
Und wird richten die Stämme des von dem Herrn, seinem Gotte, geheiligten Volkes.
Er läßt nicht zu, daß ferner Unrecht in seiner Mitte weile,
Und niemand darf bei ihnen wohnen, der um Böses weiß;
Denn er kennt sie, daß sie alle Söhne ihres Gottes sind.

. . . .

Er hält die Heidenvölker unter seinem Joche, daß sie ihm dienen,
Und den Herrn wird er verherrlichen offenkundig vor der ganzen Welt
Und wird Jerusalem rein und heilig machen, wie es zu Anfang war,
So daß Völker vom Ende der Erde kommen, seine Herrlichkeit zu sehen,
Bringend als Geschenk ihre erschöpften Söhne,
Und um zu sehen des Herrn Herrlichkeit, mit der sie Gott verherrlicht.
Er aber herrscht als gerechter König, von Gott unter-

wiesen über sie,
Und in seinen Tagen geschieht kein Unrecht unter ihnen,
Weil sie alle heilig sind und ihr König der Gesalbte des Herrn ist.
Denn er verläßt sich nicht auf Roß und Reiter und Bogen,
Auch sammelt er nicht Gold und Silber zum Kriege,
Und auf die Menge setzt er nicht seine Hoffnung für den Tag der Schlacht.
Der Herr selbst ist sein König, die Hoffnung dessen, der durch die Hoffnung auf Gott stark ist.

. . . .

Seine Hoffnung steht auf den Herrn: wer vermag da etwas gegen ihn?“ [1])

Man muß sich dem Eindruck solcher Worte wie dem der salomonischen Psalmen überhaupt hingeben, um sich vom Wesen des vielgeschmähten Pharisäismus ein zutreffendes Bild zu machen. Jesu Polemik gegen ihn hat seine Charakteristik in einer Weise geprägt, daß am Namen des Pharisäers für alle Zukunft der Fluch haftet, zugleich Eigenschaftsbegriff geworden zu sein, niemandem unbekannt und von jedermann verpönt. Ohne Zweifel ergänzen aber die salomonischen Psalmen diese Charakteristik zugunsten der Pharisäer. Man mag zwar auch hier wieder finden, daß die Menschen, die in ihnen zu Worte kommen, sich durchweg als die zeigen, die Gott und Religion haben, und sich selber als die Ge-

1) 17, 21—23. 26 f. 30—34. 39.

rechten wissen, daß sie Frömmigkeit nur innerhalb ihres eigenen Kreises anerkennen und von diesem Standpunkt aus in der Beurteilung ihrer Gegner von bodenloser Ungerechtigkeit sind. Das und noch mehr mag man zugeben. Aber es schließt nicht aus, daß sie im Kampfe mit einer Partei, für welche Religion zum guten Teil nur Mittel zur Erreichung ihrer politischen Zwecke war, dastehen als die wirklich religiösen Menschen, die sich zu ihrem Gott ein Herz fassen. Aus ihren Dichtungen spricht eine Glaubensenergie, welche unter dem Druck der Gegenwart nur gestählt wird, eine Zuversicht, die sich durch keine Erfahrung der Not an Gott irre machen läßt, eine Gebetsstimmung, die etwas geradezu Heroisches hat, die sich gegen jeden Schaden und jede Unbill gefeit weiß, die keinen Augenblick verzweifelt, weil sie sich immer wieder zur sichern Kühnheit hindurchringt, von der Zukunft zu erflehen, was ihr die Gegenwart versagt, ein sieghaftes Bewußtsein, daß die Frommen in der Ewigkeit gewurzelt seien, während sich die Sünder und Gottlosen nur einen Tag lang im Genusse ihrer Sünden freuen. Alledem spürt man unmittelbar ab: Hier sind reale Kräfte im Spiel, die aller äußern Macht zu trotzen vermögen. Aber sie sind auch so eigener, transzendenter Art, daß für sie von seiten der römischen Fremdherrschaft ein tieferes Verständnis nicht zu erwarten steht und es keineswegs verwunderlich ist, wenn sich mit ihnen römische Politik immer wieder stieß. Und dazu kamen mit der Zeit die hundertfachen konkreten Anlässe des täglichen Lebens, wo den ängstlich behüteten Bestimmungen

des Gesetzes, die dieses tägliche Leben selber immer enger einschnürten, durch römisches Beamtentum Gewalt geschah, Gewalt geschehen mußte, keineswegs immer, wenn auch zuweilen wohl, aus bösem Willen und brutaler Gewalt, weit mehr aus bloßem Unverstand und harmloser Unwissenheit. Jude und Römer vermochten sich so wenig zu verstehen wie Jude und Grieche, und darin lagen Motiv und Veranlassung zugleich zur allmählichen Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Auch darf man nie vergessen, daß die breite Masse des Volkes im Römer von vornherein nur den Fremden sah, den man als solchen verabscheute und dessen Oberherrschaft man in natürlichem Patriotismus einfach als Unnatur empfand. Dagegen lehnte man sich auf, wo sich dazu nur die Gelegenheit zu bieten schien.

Für den Anfang freilich war die Berührung mit dem römischen Beamtentum nur eine lockere, denn Pompejus ließ es dem von ihm wieder eingesetzten Hohenpriester Hyrkan II. an gewissen politischen Befugnissen nicht fehlen, wodurch denn auch die innere Verwaltung zunächst in jüdischen Händen verblieb. Straffer schon zog 6 Jahre später der für seine habsüchtigen Erpressungen berüchtigte syrische Statthalter Gabinius die Zügel an, indem er, um die Reste jüdischer Selbständigkeitsgelüste zu dämpfen, Hyrkan auf seine rein geistliche Stellung eines Hohenpriesters beschränkte und, was vom hasmonäischen Reiche übrig war, in fünf voneinander unabhängige Verwaltungsbezirke mit aristokratischer Verfassung zerstückte.

Die Veranlassung zum Eingreifen des Gabinius war der Versuch eines Hasmonäers gewesen, das verlorene Erbe zurückzugewinnen. Einem der beiden Söhne Aristobuls II., des gestürzten Königs, Alexander, der seinen Vater in die römische Gefangenschaft begleiten sollte, war es unterwegs gelungen, zu entkommen. Und es ist ein sprechendes Zeugnis für den ebengenannten Patriotismus weiter jüdischer Volkskreise, daß Alexander auf palästinensischem Boden mühelos ein Heer von 10000 Fußsoldaten und 1500 Reitern zusammenbekam. Der Wehrlosigkeit Hyrkans, der zu nachhaltigem Widerstand so wenig die Mittel besaß, daß er sogar aus Jerusalem flüchten mußte, kam Gabinius zu Hilfe. Voraus schickte er Markus Antonius, den nachmaligen Triumvirn, mit dem sich Truppen treu gebliebener Juden und idumäische Hilfsmannschaften Antipaters vereinigten. Gabinius selber folgte mit der Hauptmacht. In der Nähe Jerusalems lieferte er Alexander eine siegreiche Schlacht. Der Besiegte mußte sich in eine der von ihm zurückgewonnenen Festungen zurückziehen, vermochte aber auch sie nicht zu halten, sondern übergab sie mit zwei andern dem Gabinius, um sich von ihm für sich und seine Geschwister die Freiheit zu erkaufen. Hyrkan wurde jetzt von Gabinius nach Jerusalem zurückgeführt, aber um dort, wie gesagt, seine bisherigen politischen Befugnisse nicht länger zu behaupten. Jerusalem selber sollte nach Gabinius' Meinung fortan nur die bescheidenere Rolle des Vorortes eines der fünf neu eingerichteten jüdischen Verwaltungsbezirke spielen. Aber so leichten Kaufes

beugte die jüdische Hauptstadt nicht ihr stolzes Haupt vor dem Römer.

Inzwischen hatte auch Alexanders Vater, Aristobul II. selber, Mittel und Wege gefunden, aus Rom zu entrinnen, und in die Heimat zurückgekehrt, streckte er seinerseits die Hand nach dem entschwundenen Glück. Auch er fand begeisterten Anhang und zählte noch, nachdem er die Wehrlosen zurückgeschickt hatte, gegen 8000 Bewaffnete in seinem Gefolge. Aber sie wurden von den Römern gründlich geschlagen, und nur mit genauer Not vermochte Aristobul selber mit einem Rest des Heeres über den Jordan zu entkommen. In Machärus, dem Ort, wo später Johannes der Täufer der Gefangene des Herodes war, verschanzte er sich. Nach heldenhafter Gegenwehr aber mußte er sich mit samt seinem zweiten Sohne, Antigonus, der ihm bei seinem ganzen Unternehmen zur Seite gestanden hatte, den Römern übergeben und den Rückweg in die Gefangenschaft nach Rom antreten; nur Antigonus wurde von seinen Fesseln befreit. Nicht erfolgreicher war ein zweiter Versuch Alexanders, sich der Herrschaft zu bemächtigen, obwohl es ihm auch diesmal an williger Unterstützung von jüdischer Seite nicht fehlte. Mit großen Scharen durchzog er das Land, überall Römer und Römerfreunde, wo sie ihm begegneten, tötend. Gabinius wandte sich diesmal an Antipater, und Antipaters Vermittelung gelang es, dem Alexander viele seiner Anhänger abtrünnig zu machen; aber noch mit 30000 Mann soll er die Entscheidungsschlacht am Berge Thabor geschlagen haben. Sie entschied zu seinen Ungunsten und zwar endgiltig:

wir hören von keinem weiteren Erhebungsversuch Alexanders.

Aber Antipater hatte nicht umsonst geholfen, und was er sich als Lohn ausbedang, kam zunächst Jerusalem und Hyrkan zugute. Antipater zuliebe hob nämlich, wie es scheint, Gabinius die neue Einrichtung der fünf jüdischen Verwaltungsbezirke zugunsten der früheren Verfassung wieder auf. Darnach kam Jerusalem wiederum in den Mittelpunkt des gesamten jüdischen Staatswesens zu stehen, und Hyrkan erhielt zu seinem Hohepriestertum gewisse politische Befugnisse zurück. Man bemerkt, wie sich Antipater in der Fürsorge um ihn treu bleibt. Man möchte diese Fürsorge rührend nennen, wenn sie nicht so von Grund aus egoistisch gewesen wäre; denn alle Wohltaten an den Juden buchte Antipater sehr sorgfältig im eigenen Familienkonto, ruhig die Zeit abwartend, wo sich die Schuld mit Zinsen und Zinseszinsen würde einfordern lassen. Antipater besaß die weitere Klugheit, genau einzusehen, daß, wer in diesen Zeiten festen Boden unter die Füße gewinnen wolle, sich unbedingt an die Römer halten müsse. Darum findet man ihn durchweg als Verfechter römischer Interessen, und Hyrkans Rettung war es ohne Zweifel, daß er, blindlings in Antipaters Gefolge wandelnd, auch in diesen Dingen keine eigene Meinung zu haben wagte.

Schlimme Tage kamen über die Juden, als nach des Gabinius Abberufung aus Syrien Crassus im Jahre 54 an seine Stelle trat. Crassus brauchte Geld zu einem Zuge gegen die Parther, sehr viel Geld,

und unglücklicherweise wußte er, daß sich solches aus Jerusalem, in dessen Tempel seit Jahrhunderten die Weihgeschenke reichlich geflossen waren, flüssig machen lasse. So kam er mit großen Ansprüchen. 2000 Talente (zu ungefähr 3600 Mark) fand er in bar vor. Aber damit nicht zufrieden, schielte er nach den kostbaren Tempelgeräten, in denen der vierfache Wert steckte. Der Tempelschatzmeister gedachte ein größeres Unglück durch das kleinere zu verhüten und bot ihm den schweren goldenen Balken, an dem der innere Tempelvorhang hing, wenn er sich dafür verpflichten wolle, nichts anderes im Heiligtum anzutasten. Crassus gab das Versprechen. Aber kaum im Besitz des goldenen Balkens raubte er sich alles mögliche Weitere hinzu. Man begreift die Erregung, die solches Gebahren unter den Juden hervorrief. An Crassus selber konnte man zwar den Ärger nicht mehr auslassen; denn er kehrte nicht lebend von seinem Partherzuge zurück. Aber seinem Nachfolger in der Verwaltung der Provinz Syrien, Cassius Longinus, machten die unzufriedenen Elemente der Judenschaft genug zu schaffen. Unter der Führung eines gewissen Pitholaus, der sich schon in Aristobuls Aufstand hervorgetan hatte, zogen sie sich südwestlich vom See Gennezareth zusammen. Aber die Stadt Tarichäa, die ihnen dort als Operationsbasis diente, wurde von Cassius erobert, 30000 Aufständische wurden gefangen und als Sklaven verkauft, und Pitholaus selber wurde hingerichtet.

Das Jahr 49 nahte heran, das Jahr des denkwürdigen Übergangs Cäsars über den kleinen itali-

schen Grenzfluß Rubiko, womit das Signal zum römischen Bürgerkrieg gegeben war. Roms Macht griff schon so tief in das jüdische Staatswesen ein, daß es von den wechselvollen Geschicken dieser Kämpfe um die persönliche Vorherrschaft keineswegs unberührt bleiben konnte. War bisher der Anstoß zum Aufstand von jüdischer Seite ausgegangen, so gab ihn jetzt römische Rivalität selbst. Hyrkan II., unentwegt Antipaters Beispiel folgend, war Pompejus von Anfang an treu geblieben. Das ließ es Caesar geboten erscheinen, den pompejanisch gesinnten Juden Schach zu bieten, indem er nach der Einnahme Roms Aristobul aus seiner römischen Gefangenschaft frei gab, mit dem Auftrag zwei Legionen nach Syrien zu führen. Aber der Plan wurde im Keim erstickt. Pompejanern in Rom gelang es, Aristobuls habhaft zu werden und ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Nur als Leiche, in Honig einbalsamiert, kam er später nach der Heimat zurück und fand in der hasmonäischen Königsgruft ein ehrenvolles Grab. Auch Aristobuls Sohn Alexander kostete der Bürgerkrieg das Leben: auf Pompejus' Anstiften hin fiel sein Haupt unter dem Beile des Henkers in Antiochien.

Von männlichen Hasmonäern war jetzt noch Alexanders jüngerer Bruder übrig, Antigonus, der die traurige Rolle eines letzten Hasmonäers auf dem jüdischen Königsthron erst noch spielen sollte. Zurzeit lebte er mit seiner Mutter und mit seinen beiden Schwestern in Askalon. Aber der Fürst von Chalkis am Libanon, Ptolemäus Mennäi, bemühte sich um sie und bot ihnen seinen Schutz an. Er schickte seinen

eigenen Sohn, um Antigonus mit seinen beiden Schwestern zu holen, und dabei kam es zur Familientragödie. Der Sohn verliebte sich in die jüngere der Schwestern, Alexandra, und heiratete sie. Als sie aber sein Vater, Ptolemäus Mennäi, zu sehen bekam, wurde er zum Mörder am eigenen Sohn, um sich selber in des Sohnes Gattenrechte an Alexandra einzusetzen.

Inzwischen war, nach der Schlacht von Pharsalus (48), Pompejus, vom Glück im Stiche gelassen, auf wilder Flucht vor dem Gespenst des siegreichen Cäsar, und statt im Ägypterkönig den erwarteten Helfer zu finden, fiel er im Augenblick, wo er ägyptischen Boden betreten wollte, gemeinem Meuchelmord zum Opfer. Sein Leichnam wurde an der Küste, am Fuße des Berges Casius, hingeworfen. Als davon die Kunde auch nach Jerusalem drang, fand sie in einem der späteren salomonischen Psalmen ihr Echo:

„Es dauerte nicht lange, da stellte mir Gott seinen Übermut dar,
Ihn selbst durchbort an den Bergen Ägyptens,
Verachteter als der Geringste zu Land und zu Wasser,
Seinen Leichnam umhergetrieben auf den Wogen in gewaltiger Brandung,
Und niemand begrub ihn,
Denn er gab ihn der Verachtung preis.
Er hatte nicht bedacht, daß er ein Mensch war,
Und hatte das Ende nicht bedacht,
Hatte gemeint: Ich bin der Herr von Land und Meer,
Nicht erkannt, daß Gott groß ist,
Stark in seiner gewaltigen Kraft.“ [1])

1) salomon. Psalm 2, 26—29

Den Pompejus treuen Juden, vorab Hyrkan und Antipater, hätte es angesichts der Sieghaftigkeit Cäsars Angst werden können. Aber Antipater (und ihm folgte allezeit wie sein Schatten Hyrkan) verstand sich auf die große Kunst des Lavierens, und so wurde ihm die Kunde von Pompejus' Tod nur die Mahnung, nicht zu säumen, sich mit Cäsar gut zu stellen. An Gelegenheit, von seiner veränderten Gesinnung einen sichtbaren Beweis abzulegen, fehlte es nicht. Als Cäsar vor Alexandrien landete, bezeugte ihm zwar der Kopf des gefallenen Rivalen, den man ihm als Siegestrophäe entgegenbrachte, daß zu seinen Gunsten entschieden sei. Aber ein Aufstand, der in der Stadt ausbrach, machte ihn in ihrer königlichen Burg zum Belagerten, und seine Lage war, bis das Entsatzheer des Mithradates von Pergamum eintraf, keine unbedenkliche. Ein Hauptverdienst am Erfolg dieses Heeres erwarb sich nun aber eben Antipater: nicht nur ebnete er ihm nach Möglichkeit den Zugang nach Ägypten; er schloß sich ihm auch selber mit einem Hilfskontingent von 3000 Juden an und gab dadurch anderen Nachbarstaaten das gute Beispiel; vor allem aber half er Mithradates in manchem heißen Kampf mit seiner persönlichen Tüchtigkeit glücklich durch. Überdies war von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß er in Hyrkans Namen die zahlreichen Juden in Ägypten zum Anschluß an Cäsar auffordern konnte.

Cäsar entging seine Dankesschuld den Juden und insbesondere Hyrkan und Antipater gegenüber nicht, und er verstand fürstlich zu bezahlen. Aber

auch ein anderer gedachte aus seiner Gnade Nutzen zu ziehen, Antigonus, der letzte Hasmonäersproß. Als Cäsar auf seinem Zuge nach Kleinasien durch Syrien kam, fand sich Antigonus mit den übrigen Dynasten zur Huldigung ein und machte seine Thronansprüche geltend. Aber seine schönen Versprechungen wogen für Cäsar weniger schwer als die Taten, die er von Antipater schon zu sehen bekommen hatte, und als es Antigonus gar wagte, Antipaters gut cäsarische Gesinnung in Zweifel zu ziehen, hatte der Verdächtigte gewonnenes Spiel: er riß sich die Kleider vom Leibe und zeigte zum sprechenden Gegenbeweis auf die Menge seiner Wunden, die er sich auf seinem Ägypterzuge zum Schutze Cäsars zugezogen hatte, nicht umsonst auf ihr Zeugnis vertrauend. Cäsar antwortete mit einer Reihe von Vergünstigungen, die er ihm und Hyrkan gewährte. Sie entstammen nicht alle demselben Zeitpunkt, und es ist nicht einmal in jedem Falle auszumachen, was davon früher und was später fällt. Indessen mag es uns genügen, sie als Ganzes zusammengenommen kennen zu lernen. Hyrkan II. wird nicht allein als erblicher Hoherpriester sondern als erblicher Ethnarch der Juden anerkannt, d. h., daß er auch in politischer Hinsicht an die Spitze des jüdischen Staatswesens gestellt wird. Zu seinen Befugnissen gehört vor allem die Gerichtsbarkeit, wo immer es sich um Streitigkeiten in Dingen des jüdischen Gesetzes handelt. Ferner wird er samt seinen Kindern zum Bundesgenossen der Römer ernannt und unter die Zahl ihrer Freunde aufgenommen. Bei den Gladiatoren- und Tierkämpfen werden ihnen

oder ihren Gesandten Ehrenplätze eingeräumt, und wenn sie an den Senat ein Anliegen haben, so soll dafür gesorgt sein, daß ihnen baldmöglichst Antwort wird. Das größte Glück aber bedeutet es für Hyrkan (so sehr sich die Neider bemühten, es ihn verkennen zu lassen), daß ihm Antipater offiziell zur Seite gegeben wird, indem er die Stellung eines Prokurators von Judäa erhält, oder, falls er diesen Titel schon von Gabinius empfangen haben sollte, in ihr bestätigt wird. Das besagt warscheinlich, daß ihm die Steuerverwaltung im jüdischen Gebiete obliegt. Für seine eigene Person bekommt er Steuerfreiheit und das römische Bürgerrecht. Den Jerusalemern wird das Recht verliehen, die Stadtmauern, die Pompejus hatte einreißen lassen, wieder aufzurichten. Das Gebiet des jüdischen Staatswesens wird durch eine Reihe von Ortschaften erweitert; bedeutsam ist namentlich der Zuwachs von Joppe, das Pompejus den Juden abgenommen hatte; denn durch diese Stadt kommen sie wieder in den Besitz eines Seehafens. Im übrigen werden sie vom Kriegsdienst befreit; auch sollen römische Truppen im Lande nicht überwintern, und die Steuern werden nach Möglichkeit beschränkt. Und ein Teil dieser Vergünstigungen, vorab die Befreiung vom Kriegsdienst, kommt auch den Juden in der Diaspora zugute. Den alexandrinischen bestätigt Cäsar auf einer ehernen Säule ihr Bürgerrecht. Anderswo gibt er die Veranlassung, daß sie in der Ausübung ihrer Religion geschützt werden. Genug, was die Juden Cäsar alles zu danken haben, mag es wohl begreiflich erscheinen lassen, daß ihnen sein

tragischer Tod (44) als wirkliches Unglück erschien. Kein auswärtiges Volk soll ihn lebhafter beklagt haben, und das sagt uns nicht etwa ein Jude selber, sondern ein römischer Schriftsteller, Sueton.

Wie bestechend der schöne Schein von Hyrkans damaliger politischer Bedeutung war, zeigt kaum etwas deutlicher als ein Beschluß der Athener, ihn zum Dank für die gute Aufnahme, die er athenischen Gesandten wie Privatleuten hat zuteil werden, durch Überreichung eines goldenen Kranzes, durch Aufstellung seiner Bildsäule an geweihter Stätte, sowie durch Nennung seines Namens bei hohen Festen zu ehren. Bei alledem ist Hyrkan nur ein Schattenkönig (den Titel eines Königs hatte er übrigens, obgleich ihn Josephus damit benennt, nicht bekommen). Ein anderer herrscht, ohne zu regieren, Antipater. Es ist nicht das kleinste Geschick Antipaters, daß er sich offiziell im Hintergrund zu halten weiß, während doch niemand aus den den Juden gewährten Vergünstigungen größeren Gewinn zu ziehen versteht als er. „Hyrkan war nur die Firma, mit der Antipater arbeitete“, hat Wellhausen treffend gesagt. Und Antipaters Arbeit kommt namentlich seiner Familie zugute. Ein starker Familiensinn zeichnet ihn wie seine Nachkommen aus. So konnte er jetzt daran denken, zweien seiner Söhne, Phasael und Herodes, eine Stellung zu schaffen. Er setzt sie als Statthalter ein, Phasael in Jerusalem, Herodes in Galiläa.

Herodes hält damit seinen Einzug in die Geschichte. Er war damals 25 Jahre alt. Eine Szene, die sich kurz nachher (im Jahre 47 oder 46) zuge-

tragen hat, mag uns zeigen, mit wem wir es zu tun haben. In Jerusalem ist unter Hyrkans Vorsitz das Synedrium versammelt. Es soll Herodes zur Rechenschaft ziehen, daß er in Galiläa, dem Gebiet seiner Statthalterschaft, an einem Räuberhauptmann Ezechias und vielen seiner Spießgesellen aus eigenster Initiative das Todesurteil vollstreckt hat, das zu fällen sonst nur dem Synedrium zusteht. Herodes erscheint; aber er kommt im Purpurkleide und in großem Kopfputz und von schwerbewaffneter Mannschaft umgeben. Das hatten die Synedristen noch nicht erlebt, und der unerwartete Anblick schließt ihnen den Mund. Am allerwenigsten wagt Hyrkan zu reden, dem überdies der römische Statthalter von Syrien eingeprägt hat, er möge nur ja mit Herodes säuberlich umgehen. Als endlich ein Pharisäer, namens Sameas, sich doch ein Herz faßt und das Schweigen bricht, um den Richtern scharf ins Gewissen zu reden, wird es Hyrkan so unheimlich zumute, daß er die Sitzung auf den folgenden Tag verschiebt. Das ist Herodes gerade recht, um, von Hyrkan selber unterstützt, über Nacht aus Jerusalem zu verschwinden. Er kommt zwar wieder, aber nicht, um sich dem Gericht zu stellen, sondern kommt mit mächtigem Heere, um Jerusalem zu belagern, weil es gewagt hat, ihn vor Gericht zu fordern! Vater und Bruder müssen sich ins Mittel legen, um ihn zum Rückzug zu bewegen, und er gibt nach, weil er selbst einsieht, daß es ihm für den Augenblick genug sein kann, den Juden einen greifbaren Beweis seiner Gesinnung wie seiner Macht gegeben zu haben.

Vom Vater hatte Herodes die Ehrfurcht vor den Römern geerbt, und sie gab ihm die Beweglichkeit, die schon sein Vater in so hohem Grade besessen, auch den Herrn zu wechseln und verschiedenen nacheinander zu dienen, je nachdem es die eigene römerfreundliche Politik verlangte. Als sich nach Cäsars Tod Cassius zum Herrn von Syrien aufgeschwungen hatte und mit seinen Geldansprüchen, die ihm der Unterhalt einer großen Streitmacht aufnötigte, auch die Juden furchtbar heimsuchte, wetteiferten Antipater und Herodes, um sich ihm dienstbar zu erweisen und die schwere Summe von 700 Talenten aus dem jüdischen Lande aufzubringen. Herodes besonders wußte sich bei Cassius in Gunst zu setzen, indem er den Teil, der auf das ihm unterstellte Galiläa entfiel, als erster ablieferte. Zum Dank dafür ernannte ihn Cassius, der sonst im Gegensatz zu Cäsar weit davon entfernt war, für die Juden etwas übrig zu haben, zum Statthalter von Cölesyrien.

Als bald darauf Antipater die Augen schloß, konnte er die Befriedigung mit ins Grab nehmen, daß er in Herodes einen klugen Fortsetzer des von ihm begonnenen Werkes hinterlasse. Antipater starb an Gift, das ihm ein persönlicher Rivale namens Malichus durch einen bestochenen Mundschenken Hyrkans (vielleicht sogar nicht ohne Mitwissen Hyrkans) hatte reichen lassen. Herodes versäumte nicht, den Tod seines Vaters mit den Umständen, unter denen er erfolgt war, sofort an Cassius zu melden, und Cassius gab ihm Vollmacht, ihn zu rächen. Herodes tat es, indem er Malichus durch Meuchel-

mörder umbringen ließ. Als Hyrkan diesen schlimmen Ausgang sah und erfuhr, daß sogar des mächtigen Cassius Wille dahinter stecke, stimmte er, der doch der Schuld des Malichus vielleicht nicht so ferne gestanden hatte, in das allgemeine Urteil mit ein, es sei Malichus recht geschehen, er sei ein ganz und gar böser und dem Vaterlande gefährlicher Mensch gewesen. Für Herodes war mit dem Tode des Malichus ein eigener gefährlicher Rivale aus dem Felde geschlagen; einen zweiten, der mit Malichus unter einer Decke gesteckt hatte, und den, wie es scheint, Hyrkan ebenfalls hatte gewähren lassen, überwand Herodes' Bruder Phasael.

Doch ein anderer reckte jetzt sein Haupt, Antigonus, der Hasmonäersproß. Unterstützt durch den Fürsten von Chalkis, Ptolemäus Mennäi, der durch die obenerwähnte Familientragödie sein Schwager geworden war, wagte er einen Versuch, den Hasmonäerthron zurückzugewinnen. Herodes schlug ihn in einem Treffen zurück.

Aber eine größere Gefahr stieg am Horizonte auf. Bei Philippi war im Jahre 42 die berühmte Schlacht geschlagen worden, in der Cassius von Antonius besiegt worden war. Damit wechselte auch Asien seinen Herrn. Aber was stand dabei für Herodes von Antonius zu erwarten, wo doch Herodes seine letzte Stellung der Gnade des Cassius verdankte? Und nicht nur seine Parteinahme für Cassius sprach gegen ihn. Zweimal traten Gesandte des jüdischen Adels vor Antonius mit lebhaften Anklagen gegen Herodes und seinen Bruder Phasael. Aber schon das

erstemal war Herodes persönlich zugegen und hatte Geld mitgebracht, und das zweitemal legte sogar Hyrkan gutes Zeugniss für ihn ab. Auch erinnerte sich Antonius, daß er einst die Gastfreundschaft Antipaters genossen hatte; denn nicht als Neuling kam er in die jüdischen Verhältnisse hinein, hatte er ja doch einst Gabinius ins jüdische Land begleitet und so schon längst Gelegenheit gehabt einzusehen, auf welcher Seite das römische Interesse das unverfälschte war. So bestellte er trotz heftigem Widerstand Phasael und Herodes zu Tetrarchen (=Vierfürsten) des jüdischen Landes. Sofern der Tetrarchentitel (der damals ohne Rücksicht auf die Zahl der Teile eines Reiches gebraucht werden konnte) eine politische Stellung bezeichnet, ist schon ausgesprochen, daß Hyrkan durch diese Ernennung seine politischen Rechte einbüßte. Wie man ihn kennt, wird er sie nicht allzuschwer verschmerzt haben. Antonius erwies sich ihm dafür in anderem willfährig, wie denn überhaupt die Juden eigentlich keine Veranlassung hatten, sich über Antonius zu beklagen.

Aber einer hatte allen Grund, mit den neugeschaffenen Verhältnissen unzufrieden zu sein, Antigonus, der Hasmonäer. Und da ihm Rom nicht geholfen hatte, suchte er die Hilfe, wo er sie fand. Sogar wie ungesucht fand sie sich, als im Jahre 40 die Parther in Syrien einfielen. Gegen das Versprechen von 1000 Talenten und einer noch zu nennenden Beigabe waren sie für Antigonus zu haben. Unter den Juden kam mit einem Mal ein stark nationales, antirömisches Empfinden zum Durchbruch. In

Scharen liefen sie dem neuen einheimischen Thronprätendenten zu. An ihrer Spitze kam er den parthischen Truppen sogar zuvor und vermochte in Jerusalem einzuziehen. Wiederholt kam es zu blutigen Zusammenstößen mit den Leuten Phasaels und Herodes'. Inzwischen war das parthische Heer nachgerückt, 500 Reiter kamen sogar in die Stadt hinein, und man sprach von Frieden, der Dank parthischer Vermittelung zustande kommen sollte. Phasael, vertrauensseliger als sein Bruder Herodes, war unvorsichtig genug, sich auf eine Aufforderung der Parther hin mit Hyrkan in ihr Lager zu begeben. Man hatte beide nur in eine Falle gelockt, und ihre Fesselung zeigte die wahren Absichten. Herodes und den Seinen blieb nur übrig, in schleuniger Flucht das Heil zu suchen. Es gelang ihm, von den Parthern unbemerkt, mit Weibern und Kindern zu entkommen. Durch alle Gefahren des Widerstandes hindurch, auf den er unterwegs noch stieß, brachte er sie glücklich in die Festung Masâda am Westufer des Toten Meeres in Sicherheit. Für die Parther war damit das Feld geräumt, und sie plünderten nach Herzenslust. Ihre Gefangenen, Hyrkan und Phasael, überließen sie der Willkür des Antigonus, und Antigonus war roh genug, seinem Oheim Hyrkan, der ihn fußfällig um Gnade bat, die Ohren abschneiden zu lassen oder, nach anderem Bericht, sie ihm sogar mit eigenen Zähnen abzubeißen, um ihn für alle Zukunft für das Hohepriestertum untauglich zu machen; denn körperliche Unversehrtheit gehörte zu seinen gesetzlichen Erfordernissen. Phasael kam dem eigenen Geschick

zuvor, indem er sich an einer Steinmauer den Kopf einrannte, glücklich, in seinem Bruder dem Antigonus wenigstens einen Rächer zu hinterlassen. Den unglücklichen Hyrkan nahmen die Parther in die Gefangenschaft mit, Antigonus setzten sie die Königskrone auf.

So hatten die Juden auf dem einheimischen Thron wieder einen König aus eigenem Geschlecht, und sogar aus edelhasmonäischem Blut. Und seine stolze Abstammung war es gewesen, was ihm die Sympathieen zugewendet hatte; denn mit ihr besaß er, was sich Herodes und alle andern nun einmal nicht geben konnten. Es war aber auch das einzige, wessen man an ihm froh werden konnte; denn daß sein Charakter seiner vornehmen Abstammung nicht Ehre machte, ist schon aus dem Gesagten klar. Vor allem aber muß man hinzunehmen, daß die Beigabe zur Geldsumme, die er den Parthern für ihren Beistand versprochen hatte, die Auslieferung von 500 jüdischen Frauen war: aus den Familien seiner Feinde gedachte er sie zu nehmen! Mag dieses verabscheuungswürdige Versprechen seine Erfüllung gefunden haben oder nicht, — es brauchte wahrlich schon viel Römerfeindschaft dazu, um einen Menschen, der eines solchen Versprechens fähig war, als König überhaupt möglich zu machen.

Inzwischen hatte Herodes seinen Bruder Joseph mit der Verteidigung von Masâda betraut, um selber seine Reise nach der Hauptstadt der benachbarten Araber, von deren König er sich Hilfe versprach, und nach Ägypten, wo er Antonius zu finden hoffte, fort-

zusetzen. Aber Antonius hatte Ägypten schon verlassen, und so trieb es Herodes allsogleich, allen Lockungen Kleopatras und den herbstlichen Stürmen zum Trotz, zur Weiterfahrt nach Rom. Rom hatte bisher immer geholfen. Darauf kam alles an, ob es jetzt, im Augenblick der größten Entscheidung, seine Hand von ihm nicht zurückziehen werde. In Rom trug Herodes dem Antonius seine Sache vor. Gegen Antigonus sprach ganz entschieden, daß er die Römer umgangen hatte und mit Hilfe der Parther König geworden war. Auch machten reiche Geldsummen des Herodes Gründe schwerwiegender. Antonius schenkte ihm sein Ohr; auch Oktavian, der nachmalige Kaiser Augustus, ließ sich überzeugen, und so kam es, daß der Senat in feierlicher Sitzung — es war im Jahre 40 — Herodes zum König der Juden proklamierte, schon 7 Tage nach seiner Ankunft in Rom. Das war mehr, als was Herodes selber hatte hoffen dürfen, und wohl wert, daß der neue Judenkönig der römischen Gottheit auf dem Kapitol ein festliches Opfer darbrachte. „Paris vaut bien une messe“! König war zwar Herodes in diesem Augenblick nur erst dem Titel nach. Aber einem Judenkönig von Roms Gnaden brauchte um die Zukunft nicht bange zu sein; denn von Roms Übermacht gab es für Juda schon kein Loskommen mehr.

Dritter Vortrag.

König Herodes.

Die Königswahl des Herodes durch den römischen Senat gab den Juden einen zweiten König; denn auf dem jüdischen Königsthron saß schon der Hasmonäer Antigonus, der mit parthischer Hilfe die Macht wiedererlangt hatte. Zwischen Herodes und ihm mußte es zunächst zum Entscheidungskampfe kommen, und dabei lag es in der Natur der Sache, daß die Römer dem Herodes, welchen sie auf den Schild erhoben hatten, zur Eroberung seiner Königsherrschaft behilflich sein mußten. Für den Anfang freilich war die römische Hilfe im ganzen weniger nachdrücklich, als Herodes hätte erwarten dürfen. Wohl wurden zwar die Parther von den Römern wiederholt besiegt. Auch vermochte Herodes nach seiner Landung in Ptolemais mit seinem Gelde unschwer ein Heer auf die Beine zu bringen und dank römischer Unterstützung die Hafenstadt Joppe und die Festung Masâda, in der er die Seinen untergebracht hatte, zurückzugewinnen. Aber immer noch hielt sich Antigonus unangefochten in Jerusalem, von den römischen Feldherrn nur zu einem hohen Tribut angehalten. Ja sein Geld hatte den römischen Eifer,

der sich gegen ihn kehren sollte, in verdächtiger Weise gedämpft. Zudem besiegten seine Leute einen Bruder des Herodes, Joseph, in einer Schlacht, und Antigonus selber gab Befehl, dem gefallenen Gegner das Haupt abzuschlagen. Das hob wiederum den Mut seiner Anhänger in Galiläa, wo Herodes unter den räuberischen Elementen furchtbar aufgeräumt hatte, und sie ertränkten viele Herodesfreunde im See Gennezareth. Es war erst die Folge eines erneuten Besuches des Herodes bei Antonius, dem er während seiner Belagerung von Samosata zugleich als erwünschter Helfer kam, daß Antonius den neuen Statthalter von Syrien, Sosius, mit der kräftigeren Unterstützung seines Schützlings beauftragte.

Damit wandte sich das Kriegsglück nun ganz entschieden zu Herodes' Gunsten. Eine Entscheidungsschlacht, die er dem Heere des Antigonus lieferte, brachte ihn sozusagen in den Besitz des ganzen palästinensischen Landes — mit Ausnahme von Jerusalem. Er ließ nur die unwirtliche Winterzeit vorübergehen, um jetzt — im Jahre 37 — vor die Hauptstadt zu ziehen. Die Stimmung in ihrem Innern war entschieden gegen ihn. Nur von zwei Pharisäern, Sameas und Pollio, hören wir, daß sie dazu rieten, ihm die Tore zu öffnen. Offenbar hatten sie keinen Grund, über seine Herrschaft anders zu urteilen als über die römische Fremdherrschaft, die sie einst willkommen geheißen hatten. Aber sie drangen mit ihrem Rate nicht durch. Die Jerusalemer erwarteten große Dinge von der Nähe des Tempels und verbrämten ihren Haß gegen Herodes mit frommen Redensarten. Aber

diese hielten ihn nicht ab, und im Verein mit dem gesamten Heere des Sosius schritt er zur Belagerung Jerusalems vor. Wie es die Natur der Lage der Stadt verlangte und wie es schon Pompejus getan, griff der Belagerer auch diesmal von Norden her an. Nach 10 Tagen wurde die erste Mauer, nach weiteren 15 die zweite erstürmt. Nach drei- oder nach anderer Angabe fünfmonatlicher Belagerung waren auch die letzten Widerstände gebrochen. Die siegreichen Scharen fluteten in die Stadt hinein, ohne Schonung plündernd und mordend, bis ihnen Herodes selber Halt gebot, sich besinnend, daß er jetzt nicht mehr blos dem Titel nach der Juden König sei. Nur wo es die ausgesprochen feindliche Gegenpartei galt, die Antigonusfreundliche Aristokratie, in deren Händen bisher die Macht gelegen hatte, kannte er keine Gnade. 45 wurden hingerichtet. Auch konnte Herodes ihr Geld gut gebrauchen, um seinen römischen Helfern und Helfershelfern seinen Dank zu zahlen. Durch ihr Geld wußte er es auch zu bewirken, daß des Antigonus Tage verkürzt wurden. Eigentlich hatte Sosius, der ihn in Fesseln hatte legen lassen, beabsichtigt, ihn zu seinem Triumphe aufzusparen. Aber Antonius tat Herodes den Gefallen und gab den Befehl zu seiner Hinrichtung. In Antiochien tat der Henker sein Werk, und sein Todesstreich bedeutete das Ende der Herrschaft der Hasmonäer.

Aber mit den Hasmonäern war Herodes selber noch nicht fertig. Seine Stellung ihnen gegenüber, die im Grunde eine gegebene gewesen wäre, sobald er darauf ausging, sich an ihre Stelle zu setzen, hatte

er selber dadurch unendlich verwickelter gestaltet, daß er sich mit einer Hasmonäerin vermählt hatte, mit Mariamne, der Tochter Alexanders, des Bruders des Antigonus, und der Alexandra, einer Tochter Hyrkans II. In Mariamne hatte er ein Weib gewonnen, das er mit der ganzen Leidenschaft seiner heißen Natur lieben konnte. Aber in ihrer Mutter Alexandra fand er einen Charakter, der, ins Weibliche übersetzt, seinem eigenen vielleicht von seiner ganzen Umgebung am ähnlichsten war, und das war für ihn nicht zu ertragen. Alexandra ihrerseits ist es nicht zu vergen, daß sie am eigenen Sohne mehr hing als am Schwiegersohne, und der eigene Sohn, Aristobul (also ein Bruder Mariamnes), damals ein 16jähriger Jüngling, war von so hervorragender Schönheit, daß Leute meinten, er könne (ebenso wie seine Schwester) keinen Menschen sondern nur einen Gott zum Vater gehabt haben.

Der Knabe fing an Herodes fürchterlich zu werden. Seine Mutter hatte an die ägyptische Kleopatra geschrieben, daß sie ihm zum Hohepriestertum behilflich sein möchte, und Kleopatra, die sich einst vergebens angestrengt hatte, Herodes für sich einzunehmen, hatte jetzt allen Grund, sich gegen ihn einnehmen zu lassen. Schon wurde auch Antonius auf Aristobul aufmerksam und begehrte ihn zu sich. Aber dem mächtigen Römer den hoffnungsfreudigen Jüngling zu überlassen, schien Herodes allzu gefährlich; lieber noch entschloß er sich zum kleineren Übel und beging die Ungesetzlichkeit [1]), den damaligen Hohen-

1) Das Hohepriestertum sollte eigentlich lebenslänglich sein.

priester, einen babylonischen Juden, abzusetzen, um Aristobul die hohepriesterliche Würde zu übertragen. So wurde er wenigstens an die Scholle gebunden. Damit hatte Alexandras Ehrgeiz etwas erreicht. Aber was ihr fehlte, war die Freiheit der Bewegung; denn Herodes hielt es für gut, sie in seinem eigenen Palaste wohnen zu lassen, und hatte ein scharfes Auge auf sie. Es wurde ihr so enge, daß sie aufs neue an Kleopatra schrieb, und Kleopatra lud sie mit samt ihrem Sohne zu sich ein. Ein Fluchtversuch wurde aufs beste vorbereitet: Zwei Särge wurden gerüstet; des Nachts wollte man darin Mutter und Sohn zum Meere schaffen, wo ihrer ein Schiff warten sollte. Aber die Gelegenheit war für einen Diener des Herodes, der in Ungnade gefallen war, gerade günstig, um sich durch die Entdeckung des Anschlages bei seinem Herrn wieder gut anzuschreiben. Herodes ließ die Sache so weit gedeihen, daß er die Schuldigen auf frischer Tat ertappen konnte. Er wußte, wie er sich zu benehmen habe, wenn er nicht Kleopatras mächtigen Zorn heraufbeschwören wollte, und strafte nicht; aber er vergaß auch nicht.

Allmählich waren auch dem Volke die Augen über die Schönheit des jungen Hohenpriesters aufgegangen. Es kam das erste Laubhüttenfest, da er seines Amtes waltete. Er tat es mit soviel Anmut und Würde, und das hohepriesterliche Gewand stand ihm so wohl an, daß die Zustimmung des Volkes laut wurde und es auch die Wohltaten, die es seinen Voreltern verdankte, zu rühmen begann, lauter als unter der Regierung eines „homo novus“ gerade rätlich war. Zu Jericho

fand darauf ein festliches Gelage statt. Nach Tisch wurden allerlei Spiele gemacht. Herodes schien gut gelaunt und spielte selber mit. Es war aber ein so heißer Nachmittag, daß man bald matt wurde. Man begab sich zu den großen Fischteichen im Park, um sich abzukühlen. Bei einbrechender Dämmerung fing man noch an zu baden. Herodes sprach Aristobull zu, sich auch unter die fröhliche Gesellschaft zu mischen, und Aristobul gehorchte. Im Wasser wurde das Spiel fortgesetzt und — beendigt. Man hatte den jungen Hohenpriester so lange untergetaucht, bis er erstickt war. Jäh war die helle Freude in tiefste Bestürzung gewandelt. Die Mutter war außer sich vor Schmerz. Herodes weinte und konnte nicht genug sagen, wie leid ihm um seinen Schwager sei. Er tat hernach auch alles, um sein Begräbnis so prunkvoll als möglich zu gestalten und gab ihm viel kostbare Sachen ins Grab mit.

Am meisten Mühe kostete es Alexandra, an die Aufrichtigkeit seiner Trauer zu glauben. Sie schüttete ihr Herz wieder an Kleopatra aus, und Antonius, der gerade nach Laodicea kam, zitierte Herodes vor sich. Für Herodes war es ein kritischer Augenblick; denn diesmal hatte er entschieden kein gutes Gewissen mit sich zu Antonius zu bringen. Auch der Abschied von Mariamne wurde ihm schwer. Er wußte, daß Antonius ihre Schönheit nicht verborgen geblieben sei, seit er ein Bild von ihr zu sehen bekommen hatte. Er empfahl sie der Fürsorge seines Oheims Joseph, zugleich Gemahls seiner Schwester Salome, mit dem gemessenen, natürlich geheim zu haltenden Befehl, sie nicht am

Leben zu lassen, falls er nicht zurückkehre. Man erwartete ihn nicht zurück, und es war eine große Überraschung, als plötzlich Briefe von ihm kamen, die davon erzählten, wie Antonius alle Zweifel an seiner Unschuld völlig niedergeschlagen habe und ihn auf alle mögliche Weise ehre. Bald darauf kam er in eigener Person. Er fand die Dinge nicht, wie er gewünscht hatte. Mutter und Schwester wußten ihm zu erzählen, daß Alexandra einem Gerüchte von seinem Tode allzuwillig Glauben geschenkt habe, und die Schwester fügte gar hinzu, daß ihr Mann Joseph mit Mariamne zu vertraulich umgegangen sei. Mariamne beteuerte zwar ihre Unschuld; aber sie war unvorsichtig genug, ihrem Manne zu verstehen zu geben, wie schwer ihr werde, gerade seinen Tötungsbefehl als Liebesbeweis gegen sie zu begreifen. Das war Herodes zu viel: hatte denn also Joseph sein Geheimnis an Mariamne verraten, was brauchte es weiterer Beweise für die Richtigkeit von Salomes Anklagen? Joseph mußte mit dem Tode büßen, Alexandra wurde ins Gefängnis gelegt. Nur an Mariamne scheint die Gefahr gnädig vorübergegangen zu sein. Herodes liebte sie aufrichtig. Um ihretwillen hatte er einst sein erstes Weib, Doris, mit samt ihrem Sohne Antipater verstoßen, und so lange Mariamne lebte, verband er sich mit keiner andern, obwohl er im ganzen mit 10 Frauen verheiratet gewesen ist. War es der Zauber, den Mariamne auf ihn ausübte? war es politische Klugheit? als nicht lange darnach Kleopatra, die durch Schenkungen des Antonius auch palästinensisches Gebiet zu eigen erhalten hatte, nach

Jerusalem kam und sich bei ihm aufhielt, wandelte ihn eher die Lust an, die verführerische Ägypterin zu töten als zu lieben. Er widerstand freilich der blutigen Versuchung und entließ sie reich beschenkt in ihre Heimat.

Kleopatra vergaß den Sinn des Gebers nicht. Es war ihr Werk, daß Herodes die Heeresmacht, die er gesammelt hatte, um Antonius zu seinem Entscheidungskampf gegen Oktavian beizustehen, gegen den Araberkönig, der ihr den Tribut schuldig geblieben war, führen mußte. Sie zählte darauf, daß er sich in diesem Kampfe verbluten werde. Aber sie hatte sich gründlich verrechnet. Nach einem Siege über die Araber hatte Herodes nach der Schlacht bei Aktium (31) dem siegreichen Oktavian-Augustus gegenüber den Vorteil, daß er nicht gegen ihn hatte mitkämpfen können. Ungesäumt machte er sich denn zu ihm nach Rhodus auf. Zwar die Vergangenheit konnte er nicht ungeschehen machen; aber er versuchte es auch gar nicht, im Gegenteil. Er zeigte Augustus, was für ein Freund er dem Antonius gewesen, wobei er durchblicken ließ, daß er derselbe auch einem andern werden könnte, und Augustus fand, daß ein solcher Freund seiner Beschützung in der Tat nicht unwert sei, und setzte ihm die Krone, die Herodes demütig vor ihm niedergelegt hatte, neu aufs Haupt. Herodes hatte bald Gelegenheit, sich dafür erkenntlich zu erweisen. Er empfing Augustus auf seinem Zuge von Kleinasien nach Ägypten mit großem Glanze in Ptolemais und sorgte aufs beste für die Verproviantierung seines Heres in wasserarmer Gegend; und als

er von Augustus' endgültigem Siege in Ägypten und später vom Tode des Antonius und der Kleopatra hörte, unterließ er nicht, ihm persönlich seinen Glückwunsch zu überbringen, und Augustus erweiterte ihm huldvoll die Herschaft, indem er ihm einen großen Teil des Gebietes, das Antonius der Kleopatra geschenkt hatte, überwies; auch gab er ihm die bisherigen Trabanten der Kleopatra, eine Leibwache von 400 Galliern, zu eigen. Mitten im höchsten Glück begleitete Herodes seinen fürstlichen Gönner noch bis Antiochien und kehrte von da nach Jerusalem zurück.

Seine Rückkehr brachte ihn in das tiefste häusliche Elend. Die Szene, die sich nach seiner Rückkehr von Antonius abgespielt hatte, wiederholte sich, so wenig verändert, daß man, doch wohl ohne genügenden Grund, ihre Wiederholung nur einem Mißverständnis unseres Berichterstatters hat zuschreiben wollen. Mutter und Schwester des Herodes leisteten in der Verleumdung seines Weibes das Menschenmögliche. Mariamne hatte wohl Grund, gegen ihren Mann verstimmt zu sein. Vor seiner Abreise zu Augustus hatte er ihrem Bruder, dem jungen Hohenpriester Aristobul, ihren alten Großvater in den Tod nachgeschickt, Hyrkan II., der ohne ein Wässerlein zu trüben am Königshof sein Dasein gefristet hatte, seit er aus der parthischen Gefangenschaft zurückgekehrt war. Jetzt machte der Mundschenk des Herodes, von Salome bestochen, auch noch Andeutungen von einem nicht ganz unschuldigen Liebestrank, den Mariamne ihrem Gemahl zugedacht habe. Ihrem vertrautesten Kämmerling entlockte die Folter

ein kompromittierendes Geständnis. Sohem, dessen Obhut Herodes sein Weib diesesmal anvertraut hatte, hatte sein Geheimnis nicht besser als sein Vorgänger Joseph bewahrt. Er büßte wie dieser; jetzt fanden sich auch willige Richter, Freunde des Herodes, die über Mariamne selbst das Todesurteil sprachen, und für die Beschleunigung seiner Vollstreckung wußte Salome zu sorgen. Mit dem Stolz der vollblütigen Hasmonäerin schritt Mariamne zum Tode, ohne die Farbe zu verändern. Um so häßlicher verstellte sich Alexandra, die Mutter in sich vergessend und nur die Intrigantin, die sie von Anfang an gewesen war, hervorkehrend, um sich das eigene abgeblühte Leben zu erhalten. Sie, die bisher ihre Sache nicht von Mariamne getrennt hatte, wagte es, ihr jetzt in Schmähworten ihr Betragen gegen den Gatten vorzuwerfen.

Herodes hatte mit Mariamnes Hinrichtung seine brennende Eifersucht erstickt und ein größeres Feuer angefacht. Schon der alte Berichterstatter sagt, es hätte nach ihrem Tode geschienen, als zünde die göttliche Rache selber diese Liebe aufs neue an, zur Strafe für die an ihr begangene Mordtat. In Herodes erwachte eine unstillbare Sehnsucht nach seinem Weibe. Bald überließ er sich seinem Schmerze, bald stürzte er sich der Lust in die Arme, um sich zu vergessen, bald lebte sie von neuem vor ihm auf, wie sie gewesen war, daß er sie durch seine Diener rufen ließ, als könnte nicht sein, was geschehen war. Bald trieb es ihn wieder hinaus, in der Einsamkeit zu jagen. Seine Qual zu verdoppeln brach in Jerusalem eine

furchtbare Seuche aus, das offenbare Gottesgericht. Darüber verfiel er selbst in eine Krankheit, der die Ärzte völlig ratlos gegenüberstanden. Aber Alexandra hatte sich doch zu früh gefreut, wenn sie schon Anstalten traf, in sein Erbe einzutreten, und bitter vergällte ihr Herodes die Freude. Es fehlte ihm auch jetzt nicht an Freunden, wie er sie stets besaß, die ihm zutrugen, was um ihn herum geschah, und Alexandra mußte ihrer Tochter in den Tod nachfolgen. — Herodes erholte sich allmählich von seiner Krankheit. Es erfolgten noch einige Todesurteile, wie die vereinzelten Schläge hinter dem Unwetter her, das sich eben entladen hat. Dann hellte sich der Horizont auf, und es hebt eine Phase strahlenden Glanzes an, in die wir Herodes eintreten sehen, ungebrochen von dem, was hinter ihm liegt. Er zeigt sich darin als ein Fürst, der auf der vollen Höhe seiner Zeit und ihrer Kultur steht.

An den verschiedensten Orten innerhalb und außerhalb seines Landes begannen stolze Bauwerke aus dem Boden emporzusteigen, und zu allen lieferte das Geld die Freigebigkeit des Herodes. Auf Rhodus errichtete er einen Apollotempel, in Tripolis, Ptolemais und Damaskus legte er Fechtschulen an, in Berytus und Tyrus Hallen und Tempel und offene Plätze, in Sidon und Damaskus ließ er Theater bauen, in Laodicea eine Wasserleitung, in Askalon Bäder und Brunnen, im syrischen Antiochien eine marmorgepflasterte Straße mit Arkaden, in Byblos eine Mauer. Lycien bei Actium, Nikopolis und Pergamum, die Inseln Kos, Chios und Samos, ja auch Athen und

Lacedämon wußten von seinen Geschenken zu rühmen. Und selbst den alten olympischen Spielen wandte er seine Unterstützung zu. Am verdienstvollsten wohl war die glänzende Hafenanlage, durch die er der neugebauten Stadt Cäsarea ihre Bedeutung gab. Und was das Wichtigste war: In dieser expansiven Tätigkeit wußte er stets mit den Großen und den Größten seiner Zeit in Fühlung zu bleiben. Gerade Cäsarea erhielt vom Kaiser seinen Namen, und den Kaiser zu ehren, verordnete er bei seiner Einweihung großartige Wettspiele, für die ihm 500 Talente nicht zuviel waren, und die sich alle 5 Jahre wiederholen sollten. Die Stadt selbst überragte, weithin das Meer beherrschend, ein herrlicher Tempel, in dessen Innerm er zwei Bildnisse aufstellte, das eine der Stadt Rom, das andere des Kaisers. Dem Kaiser baute er an den Quellen des Jordans, zu Paneas, in schönster Lage einen Tempel aus weißem Marmor, und mit einem Augustustempel schmückte er auch das umgebaute Samarien, das fortan, wiederum dem Kaiser zu Ehren, nach des Kaisers Titel „Sebastos“ Sebaste heißen sollte. Der Kaiser ließ diese Ehrenerweisungen nicht unerwidert, er mehrte Herodes’ Herrschaftsgebiet bis in die Landschaften Batanaea, Auranitis und Trachonitis im nördlichen Ostjordanland hinein, und persönliche Beziehungen unterhielten und festigten das gute Einvernehmen. Alexander und Aristobul, die Mariamne dem Herodes geboren hatte, wurden in Rom im Hause des bekannten Asinius Pollio, des Freundes des Kaisers, erzogen und waren beim Kaiser selbst freundlich aufgenommen. Wiederholt suchte

Herodes den Kaiser persönlich auf, sowie dessen Schwiegersohn und intimen Freund Agrippa. Des Herodes größter Triumph war es, als er diesen einmal in Jerusalem selbst empfangen durfte und der vornehme Römer im Tempel sein Opfer von 100 Rindern darbringen ließ und Weihegeschenke stiftete. Man schied damals in großer Begeisterung voneinander. Unter solchen Umständen konnte wohl die Rede aufkommen, daß dem Kaiser nächst Agrippa niemand lieber sei als Herodes, und Agrippa nach dem Kaiser niemanden in so hohen Ehren halte wie ihn. Nach Agrippa gab Herodes der palästinensischen Küstenstadt Anthedon, die er umbaute, den Namen Agrippeion.

Aber bei alledem sind wir nahe daran, in Herodes den König der Juden zu vergessen; denn man mochte sich bei seiner idumäischen Abstammung lange damit trösten, daß er es als halbbürtiger Religionsgenosse in seinem Tun und Lassen nicht so genau wie die vollbürtigen zu nehmen brauche, — auch so noch lag in seiner Weltoffenheit gar manches, worüber echte, fromme Judenseelen, die im Leben nach dem Gesetz das alleinige Heil sahen, nicht hinwegzukommen vermochten. Wie mußte es diesen Leuten zumute werden, wenn die verhaßte griechische Kultur in Jerusalem selbst eindrang! Vor der heiligen Stadt ein Amphitheater, in ihr ein Theater und ein Hippodrom, und dabei muß man wissen, wie verpönt beim orthodoxen Juden das Theater war! Es ist schwerlich ein Zufall, daß ein Mordanschlag gegen den König ihm im Theater das Leben kosten sollte. Dazu

kam das Ärgerniß, daß der Königshof der Sammelplatz für ein ganzes Heer von Fremden war, die den König als seine nächsten Freunde umgaben, Griechen und Halbgriechen, und darunter waren nicht nur Männer vom Schlage eines Nikolaus von Damaskus, des bedeutenden Geschichtsschreibers, sondern auch Leute recht fraglicher Qualität. Solange der König in den schönen Anlagen seines vielbewunderten Palastes Tauben züchtete, ließ man ihm solche Liebhaberei noch hingehen. Schon weniger Sinn dürfte man für seine Jagden gehabt haben, denen er als ein Meister im Reiten wie im Weidwerk nach Herzenslust fröhnte, — an einem einzigen Tag soll er einst 40 Stück Wild erlegt haben. Aber daß man nun gar Löwen halten mußte, die an den Festspielen zu Jerusalem gegen Menschen losgelassen werden sollten, das war schon mehr, als was jüdischen Gewissen zugemutet werden durfte. Kein Wunder, daß ihm die Pharisäer zweimal den Treueid verweigerten und sich der Widerstand gelegentlich, wie schon erwähnt, bis zu einer Verschwörung gegen des Königs Leben steigerte.

Darüber dürfen wir aber anderer Züge nicht vergessen, durch die sich Herodes sein Volk wieder enger zu verbinden bemühte. Als eine schwere Hungersnot über dem Lande lastete, unter deren Druck die königlichen Einkünfte selber stockten, schonte er das eigene goldene und silberne Tafelgeschirr nicht, um in Ägypten Getreide kaufen zu können, das er großmütig unter die Armen verteilte. Aber nicht nur das. Es gab genug, wofür ihm die Juden als Juden Dank wissen mußten. Nicht bloß, daß er durch seine

Beziehungen zu Augustus und Agrippa dem Diasporajudentum manche Vergünstigung zu erwirken vermochte, — seine glänzendste bauliche Leistung war doch der von ihm ins Werk gesetzte Neubau des Tempels zu Jerusalem. Er unternahm ihn, um das Mißverhältnis des alten Heiligtums zum Glanz der es umgebenden Neubauten zu heben, und ließ ihn von lauter berufenen Händen so herrlich aufführen, daß man meinte, wer ihn nicht gesehen habe, habe nie etwas Schönes gesehen, hatte doch Gott selbst an ihm so viel Wohlgefallen, daß er während der ganzen Zeit des Baues nur nachts regnen ließ, damit seine Vollendung keinen Aufschub erleide. Anderes ließe sich anführen, worin Herodes den Juden zu Gefallen war. Die Münzen, die er prägen ließ, trugen kein menschliches Bildnis, weil solches die Juden vom Standpunkt des Gesetzes aus, daß Lebendes nicht nachgebildet werden dürfe, verpönen mußten. Und in der eigenen Familie duldete er keine Ehe mit Nichtjuden, ohne dem fremden Teil den vollständigen Übertritt zur jüdischen Religion als unerläßliche Bedingung aufzuerlegen. Genug, tat er dies auch nicht aus rein religiösen Motiven, so ist er doch sicher den Juden ebenso bewußt entgegengekommen, als er bewußt der hellenistischen Welt gelebt und sie zu fördern gesucht hat, der er auch persönlich, nach eigenem Geständnis, näher stand.

Das aber führt uns auf die letzten Gründe seiner Politik und läßt uns erkennen, daß das Ziel, das ihm vorschwebte, kein anderes war als der großartige Versuch, das Judentum noch einmal mit der helle-

nistischen Welt und ihrer Kultur in Einklang zu bringen. Herodes hat damit etwas Unmögliches gewollt. Die eigene Geschichte der Juden aus den Tagen eines Antiochus Epiphanes hätte ihm diese Lehre geben können. Nicht zwar als hätte er aus dieser Geschichte, ohne sie darum vielleicht recht zu kennen, nicht auch etwas gelernt. Gerade das Extrem, das die Juden damals zum bewaffneten Glaubenskampf herausforderte, hat er mit aller Sorgfalt vermieden. Nichts lag ihm ferner als das Judentum selber angreifen und seine heiligen Gefühle verletzen zu wollen. So hatte er sich auch aus dem, womit es Pompejus bei den Juden verschüttet hatte, eine Lehre gezogen. Man muß nur beachten, wie er sich bei seiner Eroberung Jerusalems ängstlich bemüht zeigte, die Heiden nicht die heiligen Stätten betreten zu lassen, weil er „den Sieg für schlimmer hielt als eine Niederlage, wenn etwas von dem, was zu schauen verboten war, von ihnen besichtigt würde“. Trotzdem blieb ihm der eigentliche Gegensatz zwischen jüdischem und hellenistischem Empfinden im Grunde verborgen, und damit erweitert sich unter ihm, trotz allen seinen Gegenanstrengungen, wenn auch vielleicht nur unmerklich, jener große innere Zwiespalt zwischen Judentum und Römertum, das er als König von Roms Gnaden den Juden gegenüber nun einmal vertrat. Übrigens darf man billig fragen, ob sein geistiges Verständnis des eigentlichen Wesens des Griechentums oder Römertums sehr viel weiter reichte als sein Verständnis des Judentums. In seinen Adern floß vom Vater her das wilde Blut der Idumäer,

der Nachkommen des rauhen Edom, der einst von seinem Schwerte gelebt hatte, und dessen Wohnsitz fern vom fetten Boden und ohne Anteil am Tau des Himmels gewesen war [1]), von der Mutter her ungezügeltes arabisches Blut: so war er im letzten Grunde weder Jude noch Grieche, sondern der edomitisch-arabische Barbar, für den die Kulturen, in deren Mitte er lebte, und um deren Ausgleich er sich bemühte, nur Tünche waren. Daran mußte seine Regierung zuletzt zugrunde gehen, so trefflich sie nach gewissen Seiten hin gewesen ist. Zugleich hat sich mit diesem Konflikte ein zweiter nicht minder schwerer verquickt, der Herodes aus seinen eigenen Familienverhältnissen erwuchs, die Ernte von dem, was wir ihn selber in seiner ersten Regierungszeit säen sahen. Aus beidem webt sich die Geschichte zusammen, die ihn seinem unglückseligen Ende entgegenführt.

Mariamnes Söhne, Alexander und Aristobul, waren aus Rom als feine junge Herren zurückgekehrt, die wandelnde Erinnerung an die Schönheit ihrer unglücklichen Mutter. Das schaffte ihnen bei vielen Sympathie; aber alle wollten nicht an ihre Mutter erinnert sein, und so hatte, vor allem bei einer Salome, Herodes' Schwester, die Intrige und die Verleumdung wieder ihr Werk. Die jungen Herren waren freilich auf sie und ihre ganze Sippe nicht gut zu sprechen und machten daraus kein Hehl. Ihr größter Fehler immerhin bestand darin, daß sie von der Schuld ihrer Mutter nicht überzeugt sein wollten. Gegen Alexan-

1) I. Mose 27, 39 f.

der sprach überdies, daß er als Gemahl der Glaphyra einen mächtigen Schwiegervater, König Archelaus von Kappadozien, im Rücken hatte. Aber auch, daß Aristobul mit Salomes Tochter Berenice verheiratet war, machte die Sache um nichts besser, im Gegenteil. So häuften sich die Anlässe, um Herodes mißtrauisch zu machen, wenn er es nicht schon von Natur war, und er hielt es für gut, damit die beiden Prinzen der Hafer nicht steche, seinen ältesten Sohn, Antipater, den ihm, noch ehe er König geworden war, die schon erwähnte Doris geboren hatte, aus der Verstoßung zurückzurufen.

Damit war aber nur eine Person mehr am Hofe, die dem König von der schlechten Gesinnung Alexanders und Aristobuls gegen ihn zu berichten wußte. Die Lage wurde so unhaltbar, daß Herodes seine beiden Söhne beim Kaiser einklagte. Dank kaiserlicher Vermittelung kam es zu einer Versöhnung. Aber gebessert war die Situation keineswegs. Die Familienszenen wurden so häufig und so unerquicklich, daß wir die Einzelheiten übergehen. Man lebte am Hofe nur noch von Verleumdung, und wo sie sich nicht freiwillig einstellte, wurde sie mit Gewalt erpreßt. Viele starben unter den Qualen der Folter. Einmal griff Alexanders Schwiegervater, König Archelaus von Kappadozien, mit schlauer List ein. Als Herodes' Unzufriedenheit mit Alexander wieder am Überlaufen war und er sich bis zur Krankhaftigkeit von ihm verfolgt sah, kam nämlich Archelaus nach Jerusalem und tat vor Herodes, als sei er im Begriffe seine Tochter Glaphyra zurückzunehmen, weil ihr

Mann, Alexander, ihrer allzuwenig würdig sei. Das nahm aber Herodes auf die Ehre, und er trat nun selber wieder für den Sohn ein, so daß der schlaue Kappadozier mit der Befriedigung abziehen konnte, für einmal wieder eine Versöhnung herbeigeführt zu haben. Aber sie war nur das Vorspiel zum Akt der Entscheidung. Schließlich sprach das erlösende Wort der Kaiser selbst, indem er Herodes über seine Söhne Vollmacht erteilte. Zu Berytus (=Beirut) trat, kaiserlichem Rate entsprechend, das Gericht zusammen, 150 Männer. Die Söhne waren nicht zugegen. Der Vater führte selbst die Anklage, und sie war so gehalten, daß die Richter wußten, was sie zu tun hatten. Das Todesurteil wurde gesprochen. Mit seiner Vollstreckung zögerte Herodes noch. Im Volk war eine entschiedene Stimmung dagegen. Aber wer sie freimütig zu äußern wagte, galt selbst als Mitverschworener und mußte das eigene Leben lassen. 300 seien auf diese Weise umgekommen, und diese große Zahl schien wieder die Schuld der Prinzen zu steigern. So gab der König schließlich Befehl, und sie wurden in Sebaste (dem alten Samarien) erwürgt. Es war die Stadt, in der 30 Jahre zuvor Herodes mit ihrer Mutter Mariamne die Hochzeit gefeiert hatte!

Für Antipater war die Bahn nun frei, und am Hofe war er allmächtig. Aber beim Volk war er verhaßt, und sein Leidwesen war, daß sein Vater noch gar nicht sterben wollte. Antipater wandte sich an seines Vaters Bruder Pheroras, und der war zu haben, weil seine Frauen für Antipater und seine Mutter Doris zu haben waren. Es wurden geheime Zusammen-

künfte gehalten. Aber Salome, die sich nichts im Palaste entgehen ließ, wußte Herodes ganz genau zu erzählen, wie es dabei ablief. Antipater tat jedenfalls gut daran, daß er sich freiwillig nach Rom schicken ließ, Pheroras mußte sich gezwungen in sein Vierfürstentum jenseits des Jordans zurückziehen und kehrte erst wieder als Leiche nach Jerusalem zurück. Sein Tod war derart gewesen, daß man Gift vermuten konnte und die näheren Umstände untersuchte. Wie sich ergab, war durch Pheroras' und seiner Frau Hände allerdings Gift gegangen, aber bestimmt gewesen war es für Herodes selbst, und der es ihm zugedacht hatte, war kein anderer als sein eigener Sohn Antipater gewesen! Nun gingen dem Vater die Augen auf. Er berief seinen Sohn, ohne ihn die Veränderung seiner Gesinnung merken zu lassen, nach Hause zurück und setzte sich nach seiner Rückkehr in Anwesenheit des römischen Statthalters von Syrien, des Quintilius Varus, selber über ihn zu Gericht. Antipater mußte ins Gefängnis wandern. Briefe an ihn, die aufgefangen werden konnten, machten seine Lage noch verzweifelter.

Aber Herodes selber war jetzt, soviel Mühe er sich auch schon lange gegeben hatte, seine grauen Haare schwarz zu färben, mit seinen 70 Jahren ein alter Mann, gequält von der Furcht, daß noch, ehe er die Augen geschlossen, ein anderer an seine Stelle treten möchte. Doch schon das Sterben machte man ihm schwer. Denn noch mehr quälte ihn die Gewißheit, daß wenn er die Augen schließe, im Volke nur Jubel ausbrechen werde, riß doch jetzt schon, seine

Schwachheit benützend, die fanatische Schar, um dem Gesetze und seinen Lehrern zu gehorchen, vom Tempeltor den goldenen Adler herab, den er einst gestiftet hatte. Der Rädelsführer konnte er noch habhaft werden, und weil er vor Schwachheit nicht mehr zu stehen vermochte, von seinem Sessel aus den Befehl erteilen, sie lebendig zu verbrennen. Aber über seine eigenen Tage ließ sich nicht gebieten. Zusehends trat ihm der Tod näher: er litt an einer ekelhaften Krankheit. Auch die warmen Bäder von Kallirrhoë (östlich vom Jordan) versagten ihre Heilkraft. Da ließ er, heißt es, noch einmal die vornehmsten Männer von ganz Judäa sich in der Rennbahn von Jericho versammeln und erteilte seiner Schwester Salome und ihrem Manne den Befehl, sie in seinem letzten Augenblick durch Soldaten niederhauen zu lassen, damit es bei seinem Tode an einer Klage im jüdischen Lande nicht gebreche. Vielleicht hat er diesen scheußlichsten aller Befehle im Delirium wirklich gesprochen, zur Tat ist er nie geworden. Noch zögerte der letzte Augenblick. Da verlangte der Kranke nach einem Apfel und einem Messer. Er sei nämlich stets gewohnt gewesen, die Äpfel zu schälen und stückweise zu essen. Aber diesmal zückte er das Messer gegen sich selbst. Mit einem Angstschrei fiel ihm einer seiner Verwandten in den Arm und vereitelte den Stoß. Der Schrei wurde im Schlosse gehört, man meinte, der König sei gestorben, und es entstand ein Getümmel. Das Getümmel drang bis zum Kerker, wo Antipater schmachtete, und der Gefangene atmete auf, die Freiheit begrüßend. Aber

noch war Leben im König genug, daß er von Antipaters Freude hören konnte, und der König hatte sein Werk noch nicht vollbracht. Er sandte Trabanten hin, daß sie ihn auf der Stelle umbrächten und schlecht bestatteten. Drei Söhne hatte Herodes jetzt in den Tod geschickt. Nun bedurfte es eines neuen Testamentes, seines letzten: Archelaus und Antipas, die Söhne seines Weibes Malthake aus Samarien, und Philippus, sein Sohn von der Jerusalemerin Kleopatra, sollten sich in sein Reich teilen, Archelaus den Königstitel führen.

Fünf Tage nach Antipaters Tod starb Herodes. Prächtig wurde er zu Grabe getragen: der Leichnam, in Purpur gekleidet, lag auf goldenem, mit Edelsteinen besetztem Katafalk, der mit Purpur überzogen war. Um das Haupt trug der Tote die königliche Binde und eine goldene Krone darüber, in der rechten Hand das Zepter. Neben der Leiche schritten die Söhne; es folgten die Trabanten, dann das ganze Kriegsheer, thrakische, deutsche, gallische Soldaten, alle wohl geordnet, in voller Rüstung, als ginge es zur Schlacht. 500 Bediente hinter ihnen her trugen die köstlichen Spezereien. So zogen sie von Jericho 8 Stadien (= ca. 1½ km) weit in der Richtung nach Herodeion, einer von Herodes ca. 2½ Stunden südlich von Jerusalem gebauten Festung, wo die Leiche beigesetzt wurde. Man trauerte 7 Tage, wie es im Gesetze stand; darnach gab Archelaus der Menge ein Gelage, und die Trauer war beendet.

Mehr als eine Zeremonie war sie nicht gewesen. Von der wirklichen Stimmung Herodes gegenüber

vernehmen wir ein Echo aus einer Schrift, die wenig Jahre nach seinem Tode geschrieben zu sein scheint, aus der sogenannten Himmelfahrt Moses. Sie enthält eine deutliche Anspielung auf ihn, wenn sie von einem König spricht, der 34 Jahre regiert; denn so lange, von 37—4 v. Chr., hatte Herodes' Regierungszeit in Wirklichkeit gedauert. Die genannte Schrift charakterisiert ihn, angeblich vom Standpunkt des weissagenden Mose aus, in der Orakelsprache des Futurums mit den Worten: „Ihnen (es war von den Hasmonäern die Rede) folgt ein frecher König, der nicht aus priesterlichem Geschlecht sein wird, ein verwegener und gottloser Mensch; der wird sie richten, wie sie es verdienen. Er wird ihre Obersten mit dem Schwert ausrotten und ihre Leiber an unbekannten Orten begraben" (daß Herodes in der Tat viele in seinen Festungen heimlich verschwinden ließ, bestätigt uns Josephus), „er wird die Alten und die Jungen töten und keine Schonung üben. Da wird drückende Furcht vor ihm über sie kommen in ihrem Lande. Er aber wird Gericht unter ihnen halten, wie die Ägypter unter ihnen getan — 34 Jahre lang und wird sie bestrafen." [1])

Liest man hier nicht zwischen den Zeilen, wie schwer man unter Herodes geseufzt hat? Und dem entspricht auch das eigenartige Denkmal, welches das Volk seinem König setzte, indem es sich erzählte, wie sein grausiger Wille das alte prophetische Orakel erfüllt habe, das Jeremiawort, [2]) daß die israelitische

1) Himmelfahrt Moses 6, 2—6. 2) Jeremia 31, 15.

Stammutter Rahel ihre Kinder beweine und sich nicht wolle trösten lassen, weil es mit ihnen aus sei. Eine ganze Legende hat der Volksmund unter dem Eindruck der furchtbaren Taten des Königs aus diesem Wort herausgesponnen, wie seine Grausamkeit selbst die kleinen Kindlein nicht verschont, sondern er im Stammort des Davidischen Königshauses, in Bethlehem, aus dem noch der erwartete Davidssohn der Messiaszeit kommen sollte, das unmenschliche Blutbad angeordnet habe, um sich selber vom Schreckgespenst des größern Rivalen zu befreien. Wohl konnte man dem König einen solchen Befehl zutrauen, wenn man von ihm jenen andern kannte, mit dem er sich zur Trauer um den eigenen Tod die Tränen seiner Untertanen hatte erzwingen wollen. Und dem Volksmunde entnahm die junge Christengemeinde und mit ihr der erste Evangelist die Erzählung vom bethlehemitischen Kindermord. Mögen gegen ihre Geschichtlichkeit Bedenken nicht zu unterdrücken sein,[1] — darin hat sie vollständig Recht, daß die Größe eines Herodes neben sich keinen Raum für einen Christus hat. Und

---

1) Was nämlich gegen sie einzuwenden ist, ist nicht sowohl die Tatsache, daß Herodes im Jahre 4 v. Chr. gestorben ist; denn das eigentliche Geburtsjahr Jesu läßt sich hinter das Ausgangsjahr unserer christlichen Zeitrechnung wohl um etwas zurückschieben. Aber wie soll es gelingen, die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord samt den mit ihr aufs engste zusammenhängenden Erzählungen der Weisen aus dem Morgenlande und der Flucht nach Ägypten (Matth. 2, 1—23) in die 40 Tage einzuspannen, nach denen laut dem deutlichen Zeugnis des Lukasevangeliums Jesu Darstellung im Tempel zu Jerusalem und die Rückkehr der heiligen Familie nach Nazareth stattgefunden hat (vgl. Luk. 2, 22 ff. 39 mit der gesetzlichen Vorschrift III. Mose 12, 2—4. 6—8, auf welche die Erzählung selber Bezug nimmt)?

doch, wer weiß, ob er je von Herodes auch nur den Namen gehört hätte, wenn nicht gerade in jenen Tagen, freilich nicht im Königspalast zu Jerusalem, das Christkindlein geboren worden wäre!

Als der Große freilich geht Herodes durch die Geschichte. Was ihm diesen Zunamen eingetragen hat, war zunächst vielleicht nur das Bedürfnis einer Unterscheidung von seinen zum Teil gleichnamigen Nachkommen. Inwiefern ihm dieser Zuname in Wirklichkeit gebührt, ist Sache mehr subjektiver Beurteilung. Um ihn überhaupt groß nennen zu können muß man ihn durchaus als antiken Menschen fassen, und wenn es auf diesem Boden eine Tugend gibt in der unbedingten Durchsetzung der klug erfaßten eigenen Ziele, in der rückhaltlosen wenn selbst grausamen Kühnheit der Selbsterhaltung, ja in rein brutaler Kraft, so kann ihm eine gewisse Größe allerdings nicht versagt werden. Aber man darf sie ja nicht an christlichen Maßstäben messen wollen noch auch an jüdischen. Denn nach ihnen besteht Herodes die Probe nicht. Was für die Juden sein Regiment bedeutete, war eine Summe von Reibungen, welche die jüdische Volksseele aufs neue gegen alles Weltregiment überhaupt erhitzen mußte, und das stärkte notwendig die explosiven Kräfte, die auf ihrem Grunde ruhten.

Vierter Vortrag.

Die Söhne des Herodes und die ersten Prokuratoren.

Wir kennen schon das Testament, das Herodes bei seinem Tode hinterließ. Darnach sollten sich seine Söhne Archelaus, (Herodes) Antipas [1]) und Philippus in sein Reich teilen und Archelaus den Königstitel führen. Aber um Gültigkeit zu erlangen, bedurfte dieses Testament erst kaiserlicher Bestätigung; vorab für Archelaus, den Anwärter auf den Königstitel, kam auf sie alles an. So mußte sein erster Gedanke eine Romreise sein. Doch ehe er Jerusalem verlassen konnte, gab es für ihn daselbst noch zu tun. Als er in weißem Gewande auf goldenem Throne im Tempel saß, um dem versammelten Volk für die Trauer um seinen Vater zu danken, wurden nicht nur Glückwünsche laut, sondern vernehmlicher noch Forderungen. Die einen wünschten Erleichterung der Abgaben, andere Aufhebung der Zölle, wieder andere Freilassung der Gefangenen. An Versprechungen ließ es Archelaus nicht fehlen; aber man wollte mehr

1) Ich nenne ihn im folgenden der Einfachheit und Deutlichkeit wegen immer nur Antipas. Im Neuen Testamente heißt auch er Herodes.

als Versprechungen, und die Tat, unter deren frischem Eindruck man hauptsächlich noch stand, war die grausame Hinrichtung der Gesetzeslehrer, auf deren Anstiften hin man in Herodes' letzten Lebenstagen den ärgerlichen goldenen Adler vom Tempeltor heruntergerissen hatte. Nur allzu willig hatte man den hoch angesehenen Männern gehorcht, und ihr Martyrium war gerade genug, um das Maß der Unzufriedenheit, die sich während Herodes' ganzer Regierung allmählich angesammelt hatte, voll zu machen. Noch tat Archelaus alles, um den Zorn des Volkes nicht zum Ausbruch kommen zu lassen; denn er wußte genau, was für eine Gefahr darin lag, daß das Passahfest, zu dessen Feier Scharen von Juden von überallher zusammenzuströmen pflegten, unmittelbar bevorstand. Aber auch so schürten im Tempel die unzufriedenen Elemente die Flamme der Empörung. Schließlich wußte sich Archelaus nicht anders zu helfen, als einen Tribunen an der Spitze einer Kohorte zu ihrer Maßregelung auszusenden. Mit Steinwürfen wurde sie empfangen, ein Teil der Soldaten totgeworfen, der Tribun selber verwundet. Jetzt blieb nichts übrig, als die ganze Heeresmacht ausrücken zu lassen, und sie verrichtete, mitten während der Passahfeier, ihre Arbeit so gründlich, daß 3000 Juden umgekommen sein sollen.

Die Ruhe, die auf diese Weise hergestellt worden war, konnte begreiflicher Weise nicht lange dauern. Kaum war Archelaus nach Rom verreist, so brach denn auch der Aufstand aufs neue los. Diesmal griff der römische Legat von Syrien, Quintilius Varus,

wieder ein, er dämpfte ihn und ließ eine Legion in Jerusalem zurück. Aber nichts war damit gebessert. Denn ein gewisser Sabinus, den der Kaiser bis zur Ordnung der Thronfolge als Statthalter nach Palästina geschickt hatte, benahm sich so rücksichtslos und geldgierig, daß die Unzufriedenheit der Juden nur aufs neue herausgefordert wurde. Das Pfingstfest nahte heran. Es war vorauszusehen, daß sein Besuch um so reger sein werde, als ja die Feier des Passahfestes so übel gestört worden war. Aber mehr noch als der gewohnte Gottesdienst habe die Erbitterung das Volk nach Jerusalem gezogen. Ein Zusammenstoß war unvermeidlich. Der Tempel selber wurde der Mittelpunkt des Kampfes. Von der Zedernbedachung der seinen Vorhof umschließenden Säulengänge warfen die Juden auf die römischen Soldaten, welche in die geweihte Stätte eingedrungen waren, Steine herab; dadurch bedrängt griffen die römischen Soldaten zum verzweifelten Mittel, an die Säulengänge Feuer anzulegen. Eine Menge Juden gingen dabei elend zugrunde, während sich die Römer auf diese Weise den Weg zum Tempelschatz bahnten. Sabinus selber kam nicht zu kurz. 400 Talente sollen in seine Hand gefallen sein. Dergleichen konnten die Juden nicht unerwidert lassen. Sie fingen an, Sabinus im königlichen Palast zu belagern, während sich der Aufstand zugleich über das Land verbreitete.

Auf allen Seiten wuchsen ihm Führer aus dem Boden; denn der Augenblick war darnach, die Kampf- und Herrschaftsgelüste kühner Abenteurer zu wecken. Als ein solcher begegnet uns auf galiläischem Boden

der Sohn jenes Räuberhauptmanns Ezechias, den Herodes hatte hinrichten lassen, der auch im Neuen Testament [1]) erwähnte Judas der Galiläer, zweifellos derselbe, auf den die Stiftung einer neuen Partei unter den Juden zurückgeht, der Partei der Zeloten, aus deren Kreis man bekanntlich einen gewissen Simon unter den Aposteln Jesu findet.[2]) Die Zeloten sind eine Abzweigung der Pharisäer; aber während sich die Pharisäer nicht in die weltlichen Dinge einzumischen wünschen, weil sie sich dadurch zu verunreinigen fürchten, und viel lieber, nur dem Gesetze lebend, ihre Hände in den Schoß legen, da ja doch Gott im Regiment sitze und nach seinem Wohlgefallen den Weltlauf lenke, ohne daß Menschen etwas dazu oder dawider vermöchten, wollen die Zeloten aus dieser Apathie heraustreten, sie reden aktivem Eingreifen in den Weltlauf das Wort und meinen, es sei heiligste Pflicht, mit den Waffen in der Hand Gott zu Hilfe zu kommen, wenn er selber zögere, die Wende der Dinge herbeizuführen. Diese heißblütigen Eiferer für Gott und ihr irdisches Vaterland, diese durch und durch unruhigen Elemente sind es, an deren brennender Ungeduld sich schließlich die Kriegsfackel zum Kampfe gegen Rom entzünden mußte, und ihr Feuer zog schon Jahrzehnte zuvor wie ein unaufhaltsamer Steppenbrand durch das palästinensische Gebiet, wo immer Juden wohnten.

Während Judas der Galiläer durch sein Heimatland den Aufruhr trug, stellte sich im südlichen Ost-

---

1) Apostelgesch. 5, 37. 2) Luk. 6, 15, Apostelgesch. 1, 13.

jordanland ein gewisser Simon, in Judäa ein Hirt namens Athronges an die Spitze des Aufstandes. In dieser Not eilte wiederum Quintilius Varus aus der römischen Provinz Syrien mit zwei Legionen heran, um Ordnung zu schaffen. Von den Truppen des Araberkönigs unterstützt, säuberte er zuerst Galiläa. Als er vor Jerusalem erschien, entsank den aufständischen Festpilgern, die immer noch den Sabinus im Königspalast belagert hielten, der Mut, sie flohen eiligst aus der Stadt, und die eigentlichen Stadtbewohner hatten den Vorteil, alle Schuld auf die Entflohenen schieben zu können. Varus schickte ihnen einen Streifzug nach und machte viele Gefangene. Die Schuldigsten, 2000 an der Zahl, ließ er ans Kreuz schlagen. Sabinus machte sich heimlich aus dem Staube; ihn begleitete kein gutes Gewissen. Dagegen konnte Varus mit der Befriedigung abziehen, den Aufstand unterdrückt zu haben.

Inzwischen wurde in Rom über das Schicksal des Landes entschieden, und auch hier ging es kaum friedlicher zu. Archelaus hatte sich nicht allein auf den Weg gemacht, auch Herodes' Schwester Salome mitsamt ihren Kindern war mit ihm gereist, und nachträglich hatte auch sein Bruder Antipas die Romreise angetreten, um auf Grund eines früheren Testamentes des Verstorbenen ältere Ansprüche auf den Königsthron geltend zu machen. Auf seine Seite schlug sich der Rest der Familie, die auf Archelaus nicht gut zu sprechen war. Nun wurde nach Leibeskräften gegeneinander agitiert, daß dem Kaiser der Entscheid nicht leicht fiel. In Judäa selber hatte der Aufstand

den Widerwillen gegen Archelaus so stark gesteigert, daß noch eine Gesandtschaft aus dem Volke nach Rom geschickt wurde mit dem Verlangen, es möchte überhaupt kein Herodäer zum König eingesetzt, sondern den Juden erlaubt werden, unter unmittelbar römischer Herrschaft und Verwaltung ihrem Gesetze zu leben. Man erinnert sich dabei einer Stelle aus den Gleichnisreden Jesu, welche gerade diese Situation spiegelt: „Ein hochgeborener Mann zog in ein fernes Land, sich ein Königreich zu gewinnen... Seine Bürger aber haßten ihn und schickten eine Gesandtschaft hinter ihm her mit der Botschaft: wir wollen diesen nicht als König über uns haben.“ [1]) Zum Überfluß kam schließlich noch der dritte Bruder nach Rom, Philippus, der einzig Anständige in der herodäischen Gesellschaft, der wieder für Archelaus eintrat, ohne die eigenen Ansprüche zu vergessen. Nun mußte es zur Entscheidung kommen. Im Apollotempel auf dem Palatin traten in Anwesenheit des Kaisers und der vornehmsten Römer die streitenden Parteien einander gegenüber. Nichts blieb ungesagt, was man noch gegen den verstorbenen König alles auf dem Herzen hatte, und in Sachen seiner Nachfolge überbot man sich in Klagen und Gegenklagen. Der kaiserliche Entscheid kam im ganzen mit dem Willen des Erblassers überein. Den Königstitel allerdings erhielt Archelaus nicht; aber als Lohn wurde er ihm in Aussicht gestellt, wenn er sich seiner würdig erweisen werde; daß ihn das Neue Testament dem Archelaus wie

---

1) Luk. 19, 12. 14.

übrigens auch seinem Bruder Antipas nicht vorenthält, wird einfach inoffizielle Bezeichnung sein, wie sie im Volksmunde geläufig gewesen sein mag. Offiziell mußte sich Archelaus mit dem bescheidenern Titel eines Ethnarchen begnügen. Als Herrschaftsgebiet bekam er Judäa nebst Samarien und Idumäa zugewiesen. Der übrige Besitz des Herodes sollte in zwei Teilreiche zerfallen, von denen das eine, nämlich Galiläa und Peräa, d. h. das südliche Ostjordanland, dem Antipas, das andere, Batanäa, Trachonitis und Auranitis, d. h. das nördliche Ostjordanland, dem Philippus zufiel. Als Herrscher von Teilreichen erhielten Antipas und Philippus den Titel von Tetrarchen (= Vierfürsten). Auch Salome, die Schwester des Herodes ging nicht leer aus. Sie bekam außer Geld den Besitz einiger palästinensischer Städte, die nach ihrem Tode testamentarisch der Kaiserin Livia zufielen.

Diese Verteilung des Herrschaftsgebietes des Herodes auf seine drei Söhne stellt uns vor die Aufgabe, den nächstfolgenden Geschichtsverlauf für einige Augenblicke in den einzelnen Armen seines dreifachen Strombettes gesondert zu verfolgen.

Am schnellsten ist die 37 jährige Regierungsgeschichte des Philippus (4 v. Ch. bis 34 n. Chr.) erzählt, dessen Land freilich auch vom Mittelpunkt des jüdischen Staatswesens am weitesten ablag und eine überwiegend nichtjüdische Bevölkerung hatte. Um so weniger Rücksichten brauchte er auf jüdische Gewissen zu nehmen. Den Traditionen seines Vaters getreu hat er sich in der Baugeschichte einen Namen gemacht. Nach ihm ist Cäsarea Philippi, das einstige

kleinere Paneas an den Jordanquellen, benannt, die Stadt, bei der Petrus sein berühmtes Messiasbekenntnis ablegte.[1]) Auch Bethsaida[2]) am Ausfluß des Jordans in den See Gennezareth baute er um und nannte es nach dem Namen der Tochter des Augustus Julias. Das, wie schon der erste Teil des Namens Cäsarea Philippi zeigt, daß er vom Vater auch die gut römerfreundliche Gesinnung geerbt hatte. Nach anderer und nicht nach der schlechten Seite hin hat er aus der Art geschlagen. Milde und Friedsamkeit wird ihm nachgerühmt und vor allem gerechte Rechtspflege. Zumal für einen orientalischen Herrscher will, was der jüdische Geschichtsschreiber Josephus von ihm erzählt, etwas heißen: Wenn er ausging, hatte er stets den Sessel, von dem aus er Recht sprach, bei sich. So oft ihm einer begegnete, der seiner Hilfe bedurfte, ließ er ohne Aufschub, sofort, wo immer er sich befinden mochte, den Sessel niedersetzen, hörte den Fall an, verurteilte die Schuldigen und entließ die unschuldig Angeklagten. — Des Philippus Frau war die bekannte Herodiastochter Salome.

Sein Bruder Antipas (4 v. Chr. bis 39 n. Chr.), dem noch eine längere, eine 43jährige Regierung beschieden war, war schon eine andere Natur. Sein Charakter ist uns von jemandem gezeichnet, der sich auf Menschenherzen verstand. Jesus nennt ihn einen Fuchs[3]), und damit ist sicher nichts anderes bezeichnet, als was wir unter einem Menschen verstehen, den wir einen Fuchs heißen. Von offenen großen

1) Matth. 16, 13 ff. Mark. 8, 27 ff. 2) z. B. 15 Mark. 6, 45, 8, 22. 3) Luk. 13, 32.

Taten des Antipas ist wenig zu vernehmen. Am ehesten wären seine reichen Bauten zu nennen, in denen er sich als Sohn seines Vaters erwies. Vor allem schuf er sich eine glänzende Residenz, die er sich in der „besten Gegend" seines Landes anlegte. Es ist die auch aus dem Neuen Testament bekannte Stadt Tiberias, [1]) in gut herodäischer Römerverehrung nach dem zweiten Kaiser so genannt. Übrigens war ihr Bau für die Juden ein schweres Ärgernis. Bei ihren Grabungsarbeiten stellte sich nämlich heraus, daß sie auf eine alte Begräbnisstätte zu stehen kam, und bei der gesetzlichen Unreinheit der Gräber bedeutete das für die jüdischen Frommen die Unmöglichkeit, sich in ihr niederzulassen. Mit der Zeit freilich muß man das Bedenken überwunden haben; denn im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. ist Tiberias geradezu ein Mittelpunkt jüdischer Schriftgelehrsamkeit geworden. In andern Dingen wiederum — hierin seinem Vater an Elastizität ähnlich — gab sich Antipas den Juden als Jude. So kam er, wie wir durch den dritten Evangelisten wissen, zu den hohen Festen persönlich nach Jerusalem, was ihm einmal die Gelegenheit einbrachte, mit Jesu zusammenzutreffen. [2])

Mehr hören wir über sein Verhältnis zu Johannes dem Täufer. Sofern nämlich der Täufer den Schauplatz seiner Wirksamkeit auf das ostjordanische Ufer verlegte [3]), befand er sich auf peräischem Gebiet, das unter die Kompetenz des Antipas fiel. Bekanntlich ließ ihn Antipas gefangen setzen, und zwar be-

1) Joh. 6, 1. 23; 21, 1. — 2) Luk. 23, 7 ff. — 3) Joh. 1, 28. 3, 26. 10, 40.

fand sich, wie wir aus Josephus erfahren, sein Kerker in der Festung Machärus jenseits des Jordans. Nach Josephus wäre dabei das Motiv des Antipas die Furcht vor politischen Unruhen gewesen. Das klingt durchaus glaubhaft; denn in einer Zeit, wo überhitzter Nationalismus so viele, Berufene wie Unberufene, zu Erhebungsversuchen trieb, konnte wohl verdächtig und sogar gefährlich scheinen, wer mit der Macht seines Wortes Scharen Volkes zu sich zog, zumal wenn er ihnen vom baldigen Kommen eines neuen Reiches sprach. Die Evangelien nennen ein anderes Motiv der Handlungsweise des Antipas, seinen Ärger über des Täufers Protest gegen seine Ehe mit der Herodias [1]). Beide Motive schließen einander übrigens keineswegs aus, im Gegenteil, das erste wird sich zum zweiten verhalten wie der Grund zur Veranlassung. Des Antipas Ehe mit der Herodias war in der Tat ein öffentliches Ärgernis. In erster Ehe war er mit der Tochter des Araberkönigs Aretas verheiratet gewesen; es scheint eine rein politische Heirat gewesen zu sein. Für Herodias erfaßte ihn die Leidenschaft, als er sie, seine Schwägerin und Nichte zugleich [2]), bei ihrem ersten Manne, seinem Bruder, kennen lernte. Sie war nämlich zuerst mit seinem Bruder Herodes [3]), der bei der Teilung des väterlichen Erbes leer ausgegangen war, verheiratet. Daß das ehrgeizige Weib den Zuflüsterungen des Schwagers, der

---

1) Matth. 14, 3 f. Mark. 6, 17 f. Luk. 3, 19 f. — 2) S. den Stammbaum der Herodäer im Anhang. — 3) Er wird Matth. 14, 3 Mark. 6, 17 Philippus genannt; es handelt sich um den Sohn Mariamnes II (s. den Stammbaum).

ihr einen Thron zu bieten hatte, nicht unzugänglich war, versteht man erst recht, wenn man ihrer folgenden Geschichte entnimmt, was der Ehrgeiz in ihr alles vermochte.

Als des Antipas erste Frau, die Araberin, von der Untreue ihres Mannes Wind bekommen hatte, stellte sie sich bei seiner Heimkehr, als wüßte sie von nichts. Sie hatte nur die scheinbar ganz harmlose Bitte an ihn, er möchte sie in seine Festung Machärus (jenseits des Jordans) bringen lassen. Nichts ahnend willfahrte er ihrem Wunsche. Aber damit war sie nur den Grenzen ihres väterlichen Reiches näher, sie entfloh in die Heimat und offenbarte ihrem Vater den Sachverhalt. Man begreift, daß von Stund an des Araberkönigs Freundschaft mit Antipas ein Ende hatte. Es bedurfte nur noch gewisser Grenzstreitigkeiten, um zum offenen Krieg den Anlaß zu geben. Er brachte Antipas eine entscheidende Niederlage; so sehr war Herodias ihrem Manne zum Verhängnis. Als nun aber erst durch den Abzug der Araberin an seinem Hofe die Bahn für sie frei geworden war, so daß sie mit ihrer Tochter Salome, der nachmaligen Gemahlin des Philippus, zu ihrem zweiten Manne ziehen konnte, wurde sie recht eigentlich sein böser Dämon. Auf ihr Betreiben fiel das Haupt des gefangenen Täufers, der ihr in der Seele verhaßt war. Die Frivolität der nähern Umstände, unter denen es geschah, ist aus den Evangelien bekannt[1]). Ihnen dürfen wir auch glauben, daß dieser Justizmord dem

1) Matth. 14, 6—11. Mark. 6, 21—28.

Antipas schwer genug auf dem Gewissen lastete, um ihn vom angstvollen Gedanken gequält werden zu lassen, in Jesu sei der Gemordete wiedergekehrt [1]).

Aber der Einfluß der Herodias sollte ihm noch größeres Unglück bringen. Nachdem im Jahre 34 ihr Schwager und Tochtermann Philippus gestorben und seine Tetrarchie eine Zeitlang der römischen Provinz Syrien zugeteilt gewesen war, übertrug sie Kaiser Caligula gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahre 37 ihrem Bruder Agrippa und schenkte ihm dazu den Königstitel. Daß dadurch der Bruder in höheren Ehren stehen sollte als der eigene Mann, der nur den Titel eines Tetrarchen hatte, war dem ehrgeizigen Weibe unerträglich, um so mehr als sie die Zeiten nicht vergessen hatte, wo der Bruder froh gewesen war, in ihrem Manne einen letzten Helfer in seiner Schuldennot zu finden. So lag sie ihrem Manne in den Ohren, daß er nicht ruhen dürfe, bis auch ihn der Königstitel schmücke, und sie ließ von ihrem stürmischen Zureden nicht ab, bis er sich, nach langem Sträuben, zum Bittgang nach Rom entschloß. Sie selber begleitete ihn. Aber auf dem Fuße folgte ihnen ein Abgesandter ihres Bruders Agrippa, und die Briefe, die er dem Kaiser zu überbringen hatte, waren voll der heftigsten Anklagen gegen Antipas. Selbst seine römerfreundliche Gesinnung wurde darin

---

1) Matth. 14, 1 f. Mark. 6, 14—16 Luk. 9, 7—9. Man mag gerade von hier aus begreifen, daß er es nicht über sich brachte, die Verantwortung für Jesu Tod auf sich zu nehmen, so gerne sie ihm Pilatus unter dem Vorwand, daß Antipas der Landesherr des Galiläers sei, zugeschoben hätte (Luk. 23, 6 f.).

in Zweifel gezogen und zum Beweis dafür auf die großen Waffenvorräte hingewiesen, die er in seinen Zeughäusern liegen habe. Der Kaiser (Caligula) befand sich gerade zu Bajae, als Antipas und der Gesandte Agrippas bei ihm eintrafen. Auf Agrippa hielt er große Stücke, und die angeblichen Waffenvorräte in Antipas' Zeughäusern machten ihn stutzig. Er fragte Antipas selber, wie es sich damit verhalte, und der Gefragte konnte wenigstens ihr Vorhandensein nicht leugnen. Das war Caligula Beweis genug. Statt Antipas den erbetenen Königstitel zu verleihen, sprach er ihm das Verbannungsurteil. In Lugdunum=Lyon — es ist nicht sicher, ob damit die bekannte Stadt an der Rhone oder ein gleichnamiger Ort am Nordabhang der Pyrenäen bezeichnet ist — sollte Antipas sein Leben in der Stille beschließen. Die Herodias als Schwester Agrippas wollte Caligula schonen und sie im Besitz ihres Privatvermögens freilassen. Aber an diesem Punkte bewies das ehrgeizige Weib mehr Größe, und da sie es nicht zur Königskrone gebracht hatte, folgte sie ihrem Manne freiwillig in die Armut. Antipas starb im Exil, vielleicht eines gewaltsamen Todes. Seine Tetrarchie fügte Caligula zum Herrschaftsgebiet Agrippas. Es war im Jahre 39 oder 40.

Aber wir müssen zum Jahre 4 v. Chr. zurückkehren, um den Dritten der Söhne des Herodes seinen Thron besteigen zu sehen, Archelaus (4 v. Chr. bis 6 n. Chr.), dem Judäa nebst Samarien und Idumäa zugefallen war. In den Herzen seiner Unterthanen gährte noch die Unzufriedenheit, die sich schon gleich

nach seines Vaters Tod Luft gemacht hatte, und Archelaus war nicht der Mann dazu, sie zu beschwichtigen. Dazu war er seinem Vater zu ähnlich, ohne ihm doch das Wasser zu reichen. Der Eindruck, den er um sich verbreitete, ist genugsam durch das Wort des ersten Evangelisten gekennzeichnet: „Da Joseph hörte, daß Archelaus im jüdischen Lande anstatt seines Vaters König sei, fürchtete er sich, dahin zu kommen“ [1]). Seine Herrschaft wurde als unerträgliche Tyrannei empfunden. Schon die Rücksichtslosigkeit, mit der er Hohepriester ein- und absetzte, mußte die Juden erbittern.

Aber mit den größten Anstoß erregte sein Privatleben. Der Vorwurf, den der Täufer dem Antipas ins Gesicht schleuderte, es sei nicht recht, daß er seines Bruders Weib habe, hätte er ebensogut, wenn auch in etwas anderem Sinne, Archelaus machen können. Auch er hatte eines Bruders Weib, allerdings nicht wie Antipas noch eines lebenden; denn die Glaphyra, die Tochter des Königs Archelaus von Kappadozien, um die es sich handelte, war, wie früher schon erwähnt, in erster Ehe die Frau des von Herodes zum Tode verurteilten Mariamnesohnes Alexander gewesen. Aber trotz dem Tod ihres ersten Mannes war des Archelaus Verheiratung mit ihr nach dem Gesetz nicht minder ein Ärgernis, weil aus ihrer Ehe mit Alexander Kinder hervorgegangen waren und das Gesetz nur für den Fall der Kinder-

---

1) Matth. 2, 22. Was es mit der „Königs“-herrschaft auf sich hat, darüber siehe oben S. 86 f.

losigkeit der ersten Ehe die Verheiratung mit der Schwägerin zuläßt. Überdies hatte Archelaus, um sich mit Glaphyra zu verbinden, seine bisherige Gemahlin verstoßen, und Glaphyra ihrerseits war nach Alexanders Tod schon eine zweite Ehe mit dem König von Libyen eingegangen, der damals noch am Leben war. Kein Wunder, daß man von einem Traume zu munkeln wußte, den Glaphyra bald nach ihrer Ankunft an den Hof des Archelaus gehabt haben soll! Es sei ihr gewesen, als stünde ihr erster Mann, Alexander, vor ihr und spräche zu ihr: „Die Heirat in Libyen hätte dir genügen sollen. Aber nicht zufrieden damit, kehrst du an meinen Hof zurück und nimmst den dritten Mann, und zwar, Verwegene, meinen Bruder! Diesen Schimpf lasse ich nicht hingehen; ich hole dich, du magst wollen oder nicht“. Und zwei Tage darauf sei sie eine Leiche gewesen.

Es scheint überhaupt eine Zeit vorbedeutender Träume gewesen zu sein. Ein solcher wird uns von Archelaus selber erzählt: Er sah 10 große, volle Ähren; die wurden von Ochsen verzehrt. Zur Deutung dieses Traumes ließ er die Wahrsager holen. Die einen legten ihn so, die andern anders aus. Ein Essäer aber, d. h. ein Mitglied einer ordensartigen Genossenschaft des damaligen Judentums, erklärte, die Ähren bedeuteten Jahre und die Ochsen einen Wechsel der Dinge, weil sie pflügend das Land umkehrten. Archelaus werde daher so viel Jahre König bleiben, als er Ähren gesehen, und nach mancherlei Schicksalswechsel sterben. Und die Ereignisse gaben

dieser Deutung Recht: Nach 10 Jahren erfolgte der Umschwung. Weder der Glanz noch die Nützlichkeit baulicher Anlagen, mit denen Archelaus der Tradition seines Hauses Ehre machte, vermochten die Juden über das hinwegsehen zu lassen, was sie an ihm auszusetzen fanden, und im Jahre 6 n. Chr. machte sich eine Abordnung der jüdischen und der samarischen Aristokratie auf den Weg, um ihn beim Kaiser zu verklagen. Der Kaiser berief den Angeklagten nach Rom, und es gelang diesem nicht, sich rein zu waschen. So lautete auch bei ihm der kaiserliche Entscheid auf Verbannung. Nach Vienna an der Rhone wurde er verwiesen.

Man erinnert sich, daß schon 10 Jahre zuvor, nach Herodes' Tod, eine jüdische Gesandtschaft den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte das jüdische Staatswesen unter direkt römische Herrschaft und Verwaltung gestellt werden. Es ist derselbe Wunsch, der noch um weitere 60 Jahre zurück schon Pompejus vorgetragen worden war, und wir haben ihn stets als Ausdruck jener Denkart der Pharisäer zu verstehen gesucht, denen die Fremdherrschaft die beste Gewähr für ungehinderte Gesetzeserfüllung zu sein schien, während sie im eigenen Regiment der Juden immer nur die Gefahren der Verstrickung in die bösen weltlichen Dinge sahen. Diesmal kam der alte Wunsch aus dem Kreise der jüdischen Aristokraten; offenbar brachten sie ihn in der Hoffnung vor, beim Wechsel selber zu gewinnen, und der Kaiser glaubte seiner Gewährung nicht länger widerstehen zu sollen.

So wurde das Herrschaftsgebiet des Archelaus, Judäa nebst Samarien und Idumäa, unter unmittelbar römische Verwaltung gestellt. Das heißt, daß es an die römische Provinz Syrien angeschlossen wurde. Indessen ist dieser Anschluß kein absoluter, so daß ihr das jüdische Staatswesen einfach einverleibt worden wäre. Vielmehr wird an seine Spitze ein eigener Prokurator (Luther sagt „Landpfleger“ gestellt) dem zum Teil Machtbefugnisse zukommen, die ihn dem Haupt der römischen Provinz Syrien mehr gleichstellen als unterstellen. Daneben gibt es allerdings wieder Fälle, wo der römische Statthalter von Syrien durchaus als Übergeordneter eingreift. Alles in allem ist das Verhältnis der Prokuratoren von Judäa zu den Statthaltern von Syrien nicht klipp und klar. Es ist aber von Interesse, an diesem Punkt noch einige Augenblicke zu verweilen, um von der Eigenart der neugeschaffenen Verhältnisse ein einigermaßen anschauliches Bild zu gewinnen.

Da ist zunächst festzustellen, daß unter ihnen die Juden weit davon entfernt waren, aller eigenen Verwaltungsbefugnisse enthoben zu sein. Im Übergang zur römischen Prokuratorenherrschaft sieht der jüdische Geschichtsschreiber Josephus im Gegenteil nur einen Übergang vom monarchischen Regiment eines Herodes und Archelaus zum aristokratischen der Juden selber, und er hat insofern nicht Unrecht, als dem jüdischen Hohen Rat, dem sogenannten Synedrium, jetzt tatsächlich wiederum eine Bedeutung zuwächst, wie er sie unter den genannten Herrschern schon darum nicht hatte haben können, weil ihre Tyrannen-

naturen seinen Einfluß ganz von selbst möglichst zurückgedämmt hatten. Aus demselben Grunde kommt jetzt auch der Hohepriester, der von Amtswegen im Synedrium den Vorsitz hat, wieder zu größerem Einfluß. Aber freilich die Grenzen seiner Macht sind ihm schon dadurch gezogen, daß es um die Lebenslänglichkeit und Erblichkeit seiner Würde für immer geschehen war. Übrigens steht dem Hohenpriester keineswegs mehr ausschließlich das Recht der Einberufung des Synedriums zu. Wie z. B. aus der Apostelgeschichte [1]) ersichtlich ist, kann sie jederzeit auch durch die römische Behörde, und zwar schon durch den Befehlshaber der in Jerusalem liegenden Garnison, erfolgen. Überhaupt greift in Dingen der Polizei das römische Militärkommando ein, wo immer es ihm notwendig erscheint. [2]) Daneben behält das Synedrium in Gerichtsentscheidungen volle Bewegungsfreiheit. [3]) Nur ein Todesurteil, das es fällt, unterliegt römischer Bestätigung, wie es denn auch durch römische Soldaten vollzogen werden muß. Darum wird Jesus dem Pilatus überliefert, und Pilatus kann das Todesurteil aufheben. Daß es im speziellen Falle heißt, [4]) er habe die Gewohnheit gehabt, zum Passahfest einen jüdischen Gefangenen freizugeben, das setzt wahrscheinlich ein besonderes, als Vergünstigung für die Juden ihm eingeräumtes Begnadigungsrecht voraus. Natürlich ist die rechtliche Behandlung der Juden, die das römische Bürgerrecht nicht haben, und derer,

---

1) 22, 30. — 2) Apostelgesch. 21, 31 ff. — 3) vgl. z. B. Apostelgesch. 4, 5—21; 5, 21—40. — 4) Matth. 27, 15. Mark. 15, 6.

die wie Paulus in seinem Besitze sind, nicht die gleiche. Des Paulus Prozeß lehrt uns, daß es nur in seinem eigenen Willen liegt, die richterliche Kompetenz des Prokurators, vor dessen Gericht er gestellt ist, anzuerkennen, und daß er in jedem Augenblick das Recht hat, an den Kaiser zu appellieren. Das tut er bekanntlich denn auch, und der Prokurator hat keine andere Wahl, als seinem Verlangen zu willfahren.[1])

Die Residenz des Prokurators ist Cäsarea. Nach Jerusalem kommt er bloß, wenn es nötig ist, am ehesten zu den großen Festen, weil dann die Gefahr einer Ansammlung unzufriedener Elemente am meisten zu befürchten ist. So ist Pilatus zum denkwürdigen Passah in Jerusalem, zu dessen Feier auch Jesus in die Stadt hinaufgezogen ist. Des Prokurators Absteigequartier, das, was Luther das Richthaus genannt hat, ist alsdann der ehemalige Herodespalast an der Westgrenze der Stadt. Er war geräumig genug, um auch eine starke militärische Bedeckung zu fassen.[2]) Dagegen dient der Kohorte, die als ständige Garnison in Jerusalem einquartiert ist, die nördlich vom Tempelplatz gelegene sogenannte Antoniaburg als Kaserne.[3]) Die Soldaten sind, da die von Cäsar den Juden gewährleistete Freiheit vom Kriegsdienst noch zu Recht besteht, Nichtjuden. Unter ihnen dürften die Juden persönlich am meisten zu leiden gehabt haben. Dagegen sind die Steuerbeamten im allgemeinen wohl wieder geborene Juden; denn die Römer pflegten die Eintreibung der Steuern in den kaiserlichen Provinzen

1) Apostelgesch. 25, 10 ff. 21; 26, 32. — 2) Matth. 27, 27. Mark 15, 16. — 3) Vgl. Apostelgesch. 21, 31 ff.

den einheimischen Behörden zu überlassen, welche die eingezogenen Beträge an den Prokurator abzuliefern hatten. Was aus dem jüdischen Staatswesen einging, floß in die kaiserliche Kasse. Man kann sich denken, was für ein schweres Ärgernis für viele darin liegen mußte, daß das gute Geld der Genossen des heiligen Volkes zur Bereicherung des heidnischen Staatsoberhauptes dienen sollte! Die Frage der Pharisäer an Jesum, ob es angängig sei, dem Kaiser die Steuer zu geben oder nicht, [1]) war sehr viel mehr als eine rein akademische Frage, und was Tausende aus dem Volk aus dem Munde eines Messias, so wie sie ihn erträumten, als die einzig mögliche Antwort erwartet hätten, das wäre ein unbedingtes Nein gewesen, wenn gleich die Pharisäer es fertig gebracht hätten, Jesu auch aus dem Gegenteil einen Strick zu drehen. Seine überlegene Vermittelungsantwort, in der er Politik und Religion trennt, kommt allerdings pharisäischer Denkart, wie wir sie im Laufe unserer Darstellung kennen gelernt haben, näher als der der patriotischen Fanatiker. Auf was für Widerstände angesichts des Fanatismus dieser Heißsporne die Eintreibung der römischen Steuern stieß, mußten die Römer schon gleich erfahren, als sie daran gingen, sie in die Wege zu leiten. Als im Jahre 6 oder 7 n. Chr. der römische Statthalter von Syrien Quirinius im Auftrag Roms eine Schatzung der jüdischen Bevölkerung zum Zweck der Steuererhebung vornahm, kam es unter der Führung des uns schon bekannten Zeloten Judas des Galiläers

1) Matth. 22, 17 ff. Mark. 12, 14 ff. Luk. 20, 22 ff.

zu einem Aufstand, den nur das energische Dazwischentreten des damaligen jerusalemischen Hohenpriesters dämpfen konnte.[1]) Wer nur die erwähnte evangelische Geschichte von der Pharisäerfrage über die Steuer kennt, wo Jesus seine Antwort an den ihm vorgewiesenen Denar knüpft, der möchte sich vielleicht zum Mißverständnis verleiten lassen, als sei mit der Bezahlung dieses Denars als Kopfsteuer die Steuerpflicht gegen Rom überhaupt erledigt gewesen, und das wäre, da ein Denar ungefähr 80 Pfennig heutiger Währung entspricht, eine bescheidene Besteuerung zu nennen. Aber neben der Kopfsteuer hatten die Provinzen Grundsteuern zu bezahlen; und daß alles in allem die den Juden auferlegten Steuerpflichten keine geringen waren, erfahren wir aus einem alten Schriftsteller, der selber Römer war, Tacitus. Er weiß davon zu berichten, daß im Jahre 17 n. Chr. die Provinzen Syrien und Judäa um Erleichterung der drückenden Steuerlast eingekommen seien.

Daneben seufzte man unter den Zöllnern. Was will es nicht besagen, daß man sie in einem Atemzuge mit den Sündern zusammen nennen konnte! Nach dieser Zusammenstellung könnte man etwa denken, daß die Zöllner vorwiegend heidnische Beamte gewesen wären, flossen ja doch auch die Zolleinnahmen einer römischer Verwaltung unterstellten Provinz wie Judäa in den kaiserlichen Fiskus. Aber schon die Namen von Zöllnern, die wir zufällig erfahren, be-

---

1) Ueber das Verhältnis dieser Schatzung zu Luk. 2. 1—5 s. Emil Schürer, Geschichte des jüd. Volkes im Zeitalter Christi I³ S. 508—543; vgl. auch Adolf Deissmann, Licht vom Osten S. 194 f.

lehren uns eines andern, und das entspricht durchaus der alten Sitte, wonach der Zoll eines Untertanenlandes einem Einheimischen in Pacht gegeben zu werden pflegte, der seine Untergebenen wohl seinerseits meist aus den eigenen Volksgenossen nahm. Es lag in der Natur der Dinge, daß eine solche Pacht vorzugsweise dem Meistbietenden zugeteilt wurde. Seine Sache war es alsdann, durch möglichste Ausbeutung seiner Opfer sich nicht nur schadlos zu halten, sondern auch ein Geschäft zu machen. Daß das zuweilen wohl gelang, zeigt uns vielleicht der im Lukasevangelium [1]) genannte Oberzöllner von Jericho, Zachäus, der ausdrücklich als reicher Mann erscheint. Wir dürfen es glauben, daß schon früh das Suchen nach allerhand Mitteln der Zolldefraudation zu erfindungsreichen Kniffen führte. So hören wir, daß es Stöcke gab, in denen Geheimbehälter für den Schmuggel von Perlen angebracht waren. Und wer weiß, wie viel erfinderischer man bei der allgemeinen Stimmung gegen Rom nicht noch gewesen wäre, wenn man den Zoll direkt an römische Beamte zu entrichten gehabt hätte! Daß die Beziehungen zu Rom nach Möglichkeit jüdisch vermittelt waren, hatte seine guten Seiten. Mancher unmittelbare Zusammenstoß wurde vermieden; aber es trug notwendig zu um so größerer innerjüdischer Zerrissenheit bei; denn jedes Stück jüdischer Bewegungsfreiheit, dessen man sich zu erfreuen hatte, bedeutete ebensoviele Schachzüge von Juden gegen Juden!

---

1) 19, 2.

Für das römische Staatsoberhaupt, den Kaiser, wurde auf seine eigenen Kosten, seit einer Anordnung des Augustus, täglich ein Opfer von zwei Lämmern und einem Stier im Tempel zu Jerusalem dargebracht. Damit vergaben sich die Juden nichts: sie schenkten nur ihrem Gott, was in einer Zeit aufblühenden Kaiserkultes von Seiten der andern römischen Untertanen dem Kaiser selbst zukam.

Überblickt man die Amtszeiten der ersten römischen Prokuratoren in Judäa, so springt ein Unterschied in die Augen, der mit der Verschiedenheit der Politik der beiden ersten Kaiser zusammenhängt: unter Augustus wechseln sie rasch, unter Tiberius amten sie lange. Es war geradezu Regierungsmaxime des zweiten Kaisers, die Statthalter ihren Provinzen längere Zeit zu erhalten; denn sie machten es, meinte er, wie die Fliegen am Körper eines Verwundeten: wenn sie sich einmal vollgesogen hätten, würden sie mäßiger, während die neuen immer wieder von vorne anfingen, dem kranken Körper zuzusetzen. Das Bild ist bezeichnend; die tatsächlichen Verhältnisse rechtfertigen es mehr als genügend, und die Charakteristik eines dieser Prokuratoren, dessen Verhalten den Juden gegenüber man geradezu als typisch für das durchschnittliche Benehmen dieser römischen Mittelspersonen bezeichnen muß, mag uns noch einen Blick in den wachsenden Konflikt zwischen Juda und Rom tun lassen.

Es ist der erste Prokurator, von dem wir überhaupt Ausführlicheres erfahren, während uns von seinen vier Vorgängern nicht viel mehr als die Namen

überliefert sind; übrigens keinem ein Unbekannter, Pontius Pilatus, der von 26—36 amtete. Schon gleich der erste Anfang seiner Amtsführung ist bezeichnend. Beim gesetzlichen Verbot der Darstellung lebender Wesen war es begreiflich, daß der Anblick kaiserlicher Bilder den Juden im höchsten Grade anstößig war. Die früheren Prokuratoren hatten denn auch darauf geachtet, ihn den Juden zu ersparen, indem sie die Truppen stets ohne die mit Kaiserbildern geschmückten Feldzeichen in Jerusalem hatten einrücken lassen. Aber Pilatus begann gleich damit, ebensolche verpönte Feldzeichen im Dunkel der Nacht in die Stadt einzuschmuggeln. Man denke sich den Schrecken, als man ihrer bei Tagesanbruch gewahr wurde! Scharen von Juden machten sich auf den Weg nach Cäsarea, der Residenz des Prokurators, mit der Bitte, er möchte sie aus Jerusalem entfernen lassen. Da er die Bitte abschlug, warfen sie sich zu Boden und blieben fünf Tage und ebenso viele Nächte liegen, ohne sich zu rühren. Am sechsten Tage setzte sich Pilatus in der großen Rennbahn auf den Richterstuhl und ließ das Volk zu sich rufen, wie um ihm Bescheid zu geben; er hatte jedoch zuvor den Soldaten Befehl erteilt, auf ein gegebenes Zeichen die Juden mit den Waffen in der Hand zu umringen. Plötzlich von einer dreifachen Linie Bewaffneter eingeschlossen, gaben die Juden in der Bestürzung über diesen Anblick keinen Laut von sich. Als aber Pilatus erklärte, er werde sie niederhauen lassen, wenn sie die Kaiserbilder nicht aufnähmen, und demgemäß den Soldaten einen Wink gab, ihre Schwerter zu entblößen, da

fielen die Juden wie auf geschehene Verabredung sämtlich nieder, streckten ihre Hälse dar und riefen laut, lieber wollten sie sich umbringen lassen, als das Gesetz übertreten! So viel Gesetzestreue gegenüber wurde denn doch auch Pilatus wehrlos, und er gab für diesmal nach. Später zwar suchte er seinen Willen in scheinbar gemäßigterer Weise dennoch durchzusetzen, indem er in seinem jerusalemischen Absteigequartier reichvergoldete bildlose Weiheschilde, die bloß den Namen des Kaisers enthielten, aufstellen ließ. Aber die Juden merkten alsbald die Absicht, daß ihre Aufstellung weniger dazu dienen sollte, den Kaiser zu ehren, als sie zu ärgern, und wieder erhob sich der Widerstand. Als ihre Vorstellungen bei Pilatus nichts fruchteten, gingen sie bis vor den Kaiser, und der verfügte in richtiger Würdigung der Gefühle der Juden wie der Motive des Pilatus die Entfernung der ärgerlichen Bilder aus der Stadt.

Aber wieder ein neues Ärgernis war es für die Juden, als Pilatus zum Bau einer Wasserleitung nach Jerusalem Tempelschätze in Anspruch nahm. Inwiefern dabei böse Absicht auf seiner Seite im Spiele war, läßt sich nicht sagen. Tatsache ist, daß für die Nützlichkeit des Werkes die Juden keinen Blick mehr hatten, nachdem sie sich auf's neue in ihren religiösen Gefühlen verletzt fanden. Sie benutzten eine Anwesenheit des Pilatus in der Hauptstadt, um schreiend seinen Richterstuhl zu umgeben. Er hatte aber von dem beabsichtigten Auflauf zuvor Kunde erhalten und bewaffnete Soldaten in bürgerlicher Kleidung heimlich unter die Menge verteilt, mit dem Befehl, zwar nicht

das Schwert zu gebrauchen, aber die Schreier mit Knütteln zu schlagen. Auf ein gegebenes Zeichen taten sie es. Viele Juden kamen unter ihren Streichen um, mehr noch dadurch, daß sie von den eigenen Landsleuten auf der Flucht zertreten wurden. Nur die Angst brachte die Leute zum Stillschweigen. Wer weiß, ob nicht mit einem der genannten Aufstände in Zusammenhang steht, was wir aus dem Evangelium über Barabbas erfahren, daß er mit den Aufrührern, die im Aufruhr Mord begangen hätten, gefangen worden sei.[1]) Es wäre dann nicht so sehr verwunderlich, daß das Volk gerade ihn unter allen Umständen los haben wollte, in dessen Person es einen Märtyrer um die gutjüdische Sache dem verhaßten Prokurator gegenüber sehen konnte.

Und mit dem Gesagten sind dieses Prokurators Gewalttaten, von denen wir Kunde haben, noch nicht einmal alle aufgezählt. Ganz beiläufig erfahren wir aus dem Lukasevangelium[2]) von Galiläern, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischt habe. Wie es scheint, handelt es sich um eine im übrigen unbekannte Hinmordung galiläischer Festpilger.

Das dürfte auf einer Stufe mit einer Tat stehen, die Pilatus schließlich die Stelle kostete. Bei den Samaritanern (die ja auch seiner Hoheit unterstanden), war es alter Glaube, daß auf dem Garizim seit Moses Zeit die heiligen Geräte vergraben seien. Nun lockte ein Pseudoprophet unter dem Vorgeben, sie zeigen zu können, Scharen leichtgläubigen Volkes zur Pilger-

---

1) Mark. 15, 7, Luk. 23, 19. — 2) 13, 1.

fahrt nach dem heiligen Berg. Sie hatten ihn aber noch nicht erstiegen, als Pilatus sie mit starkem Heere angriff, die einen gefangen nahm, andere in die Flucht schlug und sogar viele tötete. Da keine andern als religiöse Motive die Samaritaner zu ihrer Pilgerfahrt getrieben hatten, konnten sie mit gutem Gewissen Pilatus beim römischen Legaten in Syrien, Vitellius, verklagen, und ihre Klage hatte Erfolg. Vitellius schickte Pilatus zur Verantwortung nach Rom. Er ist von dort nicht zurückgekehrt. — Seines Endes hat sich die christliche Sage angenommen und mit Vorliebe die Fäden weitergesponnen. Bald läßt sie ihn selber an sich Hand anlegen, bald durch Nero hingerichtet werden. Aber selbst seinem Leichnam hat sie nicht Ruhe gegönnt. Die Dämonen, die ihn besitzen, verbreiten so viel Schrecken um sich, daß er von Ort zu Ort, von Rom nach Vienna, von Vienna nach Lausanne, von Lausanne in den kleinen See des nach ihm benannten Berges gebracht wird, wo er bis auf den heutigen Tag noch seinen Spuk treiben soll. Das ist der christliche Nachklang dessen, was die Juden am eigenen Leibe zu erfahren bekommen hatten. Ein zeitgenössisches jüdisches Zeugnis erschöpft des Pilatus Charakteristik in der Aufzählung der Untugenden, die es ihm zur Last legt, als da seien gewesen Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, Mißhandlungen, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten.

Und in so entarteten Vertretern lernte man jüdischerseits die römische Weltmacht kennen. Das

Übel war noch schlimmer geworden als in den Tagen, wo ein Herodes zwischen Juda und Rom vermittelt hatte. Direkt prallten die Gegensätze jetzt aufeinander, und ihre Schärfe zeigt uns schon, daß auf einen friedlichen Ausgang keine Hoffnung mehr stand.

Fünfter Vortrag.

Die späteren Herodäer und die letzten Prokuratoren.

„Ihr wisset, daß die, die als die Herrscher der Völker gelten, sie unterjochen und ihre Großen sie vergewaltigen.“ — Dieses Wort aus Jesu Mund [1]) mag mit unter dem Eindruck dessen gesprochen sein, was man unter Pontius Pilatus zu leiden gehabt hatte. In seiner Person war den Juden das römische Beamtentum in denkbar schlimmer Gestalt entgegengetreten. Immerhin konnte ihnen das Eingreifen des römischen Statthalters von Syrien, Vitellius, der den Pilatus zur Verantwortung nach Rom schickte, zeigen, daß höhern Ortes Besseres zu erhoffen stand. Vitellius selber benahm sich den Juden gegenüber so, daß sie allen Grund haben konnten, ihn zu rühmen. Bei einer Anwesenheit in Jerusalem erließ er ihnen die Abgaben, die auf dem Verkauf der Marktfrüchte standen, und schenkte ihnen wieder zu selbständigem Besitz das kostbare hohepriesterliche Festgewand, das nach dem Vorgang des Herodes und seines Sohnes die bisherigen Prokuratoren in Gewahrsam behalten

---

1) Matth. 20, 25.

und nur zu den Festtagen herausgegeben hatten. Und auch später auf einem Feldzug, den er gegen den Araberkönig plante, nahm Vitellius auf die Juden die Rücksicht, daß er sein Heer ihr Gebiet nicht betreten ließ, um sie nicht mit den Kaiserbildern der Feldzeichen in ihren heiligen Gefühlen zu verletzen. Nur er allein kam nach Jerusalem und ehrte bei diesem Anlaß die Juden samt ihrem Gott durch ein Opfer, das er im Tempel darbringen ließ. Er kam übrigens (es war im Jahre 37) gerade recht, um in Jerusalem die Kunde vom Tode des Tiberius zu erfahren und den Juden den Treueid auf den neuen Kaiser abzunehmen.

Der neue Kaiser war Caligula, und wenn man sich jüdischerseits durch die guten Erfahrungen mit Vitellius je dazu hatte verlocken lassen, sich von den Römern wieder Besseres zu versprechen, so war Caligula der Mann, diese Erwartungen gründlich zu täuschen. In Alexandrien brach im zweiten Jahre seiner Regierung als giftige Frucht eines dort üppig wuchernden heidnischen Antisemitismus eine furchtbare Judenhetze aus, zu welcher der römische Statthalter Avillius Flaccus nur allzu willig die Hand bot, um sich beim Kaiser in Gunst zu setzen. Er konnte es wagen, nicht bloß zu grausamer Verfolgung und Plünderung der Juden die Erlaubnis zu geben, sondern selber 38 ihrer Ältesten im Theater so auspeitschen zu lassen, daß einige auf der Stelle starben, während sich andere in langem Siechtum nicht mehr davon erholten. Auf den kaiserlichen Beifall glaubte er ja rechnen zu dürfen; denn dem Kaiser ging in

seiner wahnwitzigen Selbstverblendung nichts über die Verehrung seiner eigenen Person, und das gerade war der Anlaß der Hetze gewesen, daß die Juden die Aufstellung des kaiserlichen Bildnisses in ihren Synagogen, zu der sie ihre alexandrinischen Feinde hatten zwingen wollen, standhaft verweigert hatten. Zwar warf ihrer Gesandtschaft, die sich zur Schlichtung der fortdauernden Streitigkeiten unter Führung des bekannten Philosophen Philo nach Italien begab, der Kaiser schließlich die Bemerkung an den Kopf, sie seien mehr törichte als bösartige Menschen, daß sie nicht an seine Gottheit glauben wollten. Aber im Grunde erfüllte es ihn mit teuflischer Freude, im Protest der Juden gegen die Kaiserbilder ein Mittel zu besitzen, das sich bei Gelegenheit gegen sie kehren ließe.

Und die Gelegenheit bot sich ihm, als die palästinensischen Juden in der Stadt Jamnia (unweit des mittelländischen Meeres) einen Altar zerstörten, den die heidnischen Bewohner der Stadt dem Kaiser errichtet hatten. Um sie dafür mit dem zu bestrafen, was sie am meisten ärgern mußte, gab Caligula den unsinnigen Befehl, sein Bildnis im Tempel zu Jerusalem aufzustellen. Der römische Statthalter in Syrien, Petronius, erhielt den Befehl, es in der phönizischen Stadt Sidon anfertigen zu lassen. Zugleich sollte er die Hälfte der römischen Kriegsmacht in Syrien, zwei Legionen, nach Palästina führen; denn der Kaiser sah genau voraus, was für einen Widerstand sein Befehl entfesseln müsse, und nichts bekundet die ganze bübische Unverantwortlichkeit des

kaiserlichen Benehmens deutlicher als eben dieses klare Bewußtsein seiner unvermeidlichen Folgen. Der Kaiser hatte sich darin natürlich nicht geirrt. Als die Juden von seinem Plane gegen sie Kunde erhielten, zogen sie in hellen Scharen, Männer, Weiber und Kinder, nach Ptolemais, wo Petronius sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Lieber wollten sie sich allesamt auf der Stelle hinwürgen lassen, als in ihrem Heiligtum solchen Greuel dulden! Die großartige Kundgebung verfehlte nicht ihres Eindruckes auf Petronius. Aber er befand sich in mißlicher Lage; denn den Juden einfach nachzugeben, daran war für ihn einem Kaiser von der Art Caligulas gegenüber gar nicht zu denken. So verschob er zunächst den Entscheid und pflog hin und her Beratungen, dem Kaiser vorgebend, die Anfertigung seines Bildes nehme so viel Zeit in Anspruch, daß sich seine Aufstellung noch verzögere, anderseits den Juden so viel als möglich zum Guten zuredend. Aber ihre eindringliche Beharrlichkeit kannte keine Grenzen. 40 Tage lang umringte wieder eine neue Volksmenge den Petronius in Tiberias, mit unaufhörlichen Bitten ihn bestürmend und über ihren Bitten sogar die kostbare Zeit der Aussaat verstreichen lassend. Jetzt erstanden ihnen auch einflußreiche Fürsprecher, die Petronius heftig anlagen, und Petronius besaß Billigkeitsgefühl genug, um genau einzusehen, auf welcher Seite in diesem Falle das Recht liege. So ging ihm schließlich der Glaubensfanatismus der Menge doch über die eitle Selbstüberhebung des Einen, und er wagte es, an den Kaiser einen Brief

zu richten, in welchem er ihm die Unmöglichkeit der Ausführung seines Befehles auseinandersetzte und ihn um dessen Zurücknahme bat. Als der Brief in Rom eintraf, hatte der Kaiser die Zurücknahme seines früheren Befehles schon verfügt. Was das Wunder bei ihm zu Stande gebracht hatte, war die Fürsprache Agrippas gewesen. Nach einer glänzenden Bewirtung, die er dem Kaiser gegeben, hatte er sich zugunsten seiner Glaubensgenossen einmal ein Herz gefaßt. Um freilich die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen, unterließ Caligula nicht, seinem neuen Edikt, wonach im Tempel zu Jerusalem nichts geändert werden sollte, hinzuzufügen, daß wer ihm etwa außerhalb der Stadt einen Altar oder Tempel zu errichten wünsche, daran nicht gehindert werden dürfe. Ja, später trug er sich sogar mit dem Gedanken, eine in Rom angefertigte neue Statue seiner Person auf einer Reise nach Ägypten eigenhändig an der palästinensischen Küste abzusetzen, um sie heimlich nach Jerusalem einschmuggeln zu lassen. Auch ist für seine Stimmung bezeichnend, daß er Petronius aus Ärger über den Inhalt des nachträglich erhaltenen Briefes als Antwort den Befehl zugehen ließ, er solle zur Strafe selber Hand an sich legen! Ein günstiges Geschick aber wollte es, daß die Überbringer dieses Befehles auf schlechtem Meere so lange zurückgehalten wurden, daß ihnen die Boten zuvorkamen, die Caligulas Todesnachricht zu Petronius trugen. So konnte er sich über den Todesbefehl eines Toten leichten Herzens hinwegsetzen, und jüdischerseits ließ man es sich nicht entgehen, in der

wunderbaren Bewahrung des Petronius die direkt göttliche Belohnung für sein mannhaftes Eintreten zugunsten der unbefleckten Ehre des Tempels zu sehen.

Der Tod Caligulas (im Jahre 41) brachte in die Verhältnisse des jüdischen Staatswesens eine wesentliche Änderung, indem es sein Nachfolger Claudius noch einmal unter die Herrschaft eines Herodäers stellte, Agrippas I. Da sich, wie oben bereits zu erwähnen war, Agrippa schon im Besitz der ehemaligen Tetrarchieen des Philippus und des Antipas befand, vereinigte er noch einmal unter einem Zepter das gesamte Reich seines Großvaters, Herodes' des Großen. Daß ihm Claudius die Herrschaft über das jüdische Land übertrug, war der Dank dafür, daß er ihm, bei Caligulas Tod gerade in Rom anwesend, zur Thronbesteigung behilflich gewesen war.

In Agrippa selber besteigt den jüdischen Königsthron ein bigotter Abenteurer oder, wie Wellhausen ihn drastischer genannt hat, ein gottseliger Lump. Man höre nur, in ein paar Züge zusammengedrängt, seine Geschichte. Von Vaters wie von Mutter Seite her hatte er gut herodäisches Blut in sich: er war der Sohn des vom eigenen Vater hingerichteten Mariamnesohnes Aristobul und der Berenice, der Tochter der Herodesschwester Salome. Schon in jungen Jahren brachte ihn seine römische Erziehung in hohe Gesellschaft, die ihn verdarb. Er gewöhnte sich an ein flottes Leben auf großem Fuß und machte in vollen Zügen mit, auch nachdem ihm das Geld dazu schon längst ausgegangen war. So geriet er bis über die Ohren in Schulden, bis in Rom seines Bleibens

nicht länger war. Er kehrte nach Palästina zurück, und hier stellte sich ein derartiger moralischer Rückschlag bei ihm ein, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug. Das ist der Augenblick, wo ihn sein Schwager Antipas, der Gemahl seiner Schwester Herodias, vor dem Äußersten rettete. Er gab ihm das Notwendigste zum Lebensunterhalt, dazu eine Stelle als Marktaufseher in Tiberias. Man kann sich denken, daß Agrippa das Leben in der Provinzstadt nicht lange zusagte, und um die Freundschaft mit dem Schwager war es auch bald geschehen. Nicht länger dauerte sie mit dem römischen Statthalter in Syrien, zu dem sich Agrippa darauf begab. So kehrte er nach Italien zurück, auf Weg und Steg von Gläubigern verfolgt und stets neue hinzugewinnend. Auf Capri erschien er vor dem Kaiser Tiberius, und der Kaiser empfing ihn mit aller Freundlichkeit. Aber schon am zweiten Tage setzte das Eintreffen der Nachricht, daß Agrippa seit geraumer Zeit der kaiserlichen Kasse eine schwere Summe schulde, deren Rückerstattung er sich durch heimliche Flucht entzogen habe, auf des Kaisers Freundlichkeit einen Dämpfer. Vollends aber war für Agrippa die kaiserliche Gnade verscherzt, als Tiberius gewisse Aussagen eines kaiserlichen Kutschers zu Ohren kamen; dieser wollte nämlich eine Äußerung Agrippas mit angehört haben, daß ihm um seine Finanzen nicht mehr bange sein werde, wenn nur erst Tiberius dem Caligula, der den Thron sowieso besser verdiene, den Platz geräumt haben würde. Solch unvorsichtigen Wunsch ließ Tiberius den Agrippa im Kerker büßen; aber schon

6 Monate später hatte der Gefangene die Genugtuung, daß er seines Wunsches Erfüllung erlebte, und es war eine der ersten Regierungstaten Caligulas, daß er, der Freundschaft Agrippas sich erinnernd, den Freund von seinen Banden befreite. Die eiserne Kette, mit der er gefesselt gewesen war, tauschte er ihm in eine goldene von gleichem Gewicht um. Wertvoller aber war, daß er ihn mit der ehemaligen Tetrarchie des Philippus sowie derjenigen des auch im Neuen Testament[1]) genannten Lysanias von Abilene (am Fuß des Libanon) belohnte und ihm den Königstitel verlieh. Diese Schicksalswende war's, die, wie wir schon auszuführen hatten, die eifersüchtige und ehrgeizige Schwester Agrippas, Herodias, nicht ruhen ließ, bis sie ihren Mann Antipas zu seiner verhängnisvollen Romfahrt überredet hatte. Den Königsthron, den er damit verspielte, gewann dank Caligulas Gunst Agrippa selber. Um sein Glück voll zu machen, bedurfte es jetzt nur noch der Gnade des Claudius, der ihm obendrein die Herrschaft über Judäa, Samarien und Idumäa verlieh.

Agrippa begann seine Regierung des jüdischen Staatswesens damit, daß er die goldene Kette, die ihm Caligula anstatt seiner Gefängniskette geschenkt hatte, über der Schatzkammer innerhalb des Tempels aufhing „zum Andenken an sein früheres Unglück und als Zeugnis der Umwandlung zum Bessern, damit sie ein Beweis sei sowohl dafür, daß das Große fallen könne, als dafür, daß Gott das Gefallene wieder auf-

---

1) Luk. 3, 1.

richte“. Dergleichen fromme Anwandlungen sind für das Regiment des alten Sünders charakteristisch. Rabbinische Geschichtschreibung hat sich durch sie blenden lassen und erhebt Agrippa in alle Himmel. Mit Freuden registriert sie, was sie an erbaulichen Zügen seines Gesetzesgehorsams und seiner Kultfrömmigkeit alles zusammenbringen kann. So habe er in eigener Person am Laubhüttenfest dem Volk das Gesetz vorgelesen; und das führte einmal zu einer Rührszene. Er war an die Gesetzesstelle gekommen: „Du sollst keinen Fremdling als König über dich setzen, der nicht dein Bruder ist.“ [1]) Über diesen Worten brach er in Tränen aus; denn es wollte ihm scheinen, als richteten sie sich gegen ihn selbst. Aber das Volk tröstete ihn mit dem Zuruf: „Sei unbekümmert, Agrippa, du bist unser Bruder, du bist unser Bruder!“ Es gab auch genug, womit er sich den Dank der Juden erwarb. So war er ihnen, wie der Verfasser der Apostelgeschichte richtig erkannt hat, darin zu willen, daß er die Christen verfolgte. Unter ihm ist Jakobus der Ältere, Zebedäi Sohn, Märtyrer geworden, und Paulus kam einem gleichen Schicksal bedenklich nahe. [2]) Als einmal ein heidnischer König um die Hand seiner Tochter Drusilla, der in der Apostelgeschichte [3]) genannten nachmaligen Gattin des Prokurators Felix warb, stellte er ihm als Bedingung die Annahme der Beschneidung. Auch leistete er den Juden manchen guten Dienst durch

---

1) V. Mose 17, 15. — 2) Apostelgesch. 12, 1 ff. Agrippa heißt hier übrigens einfach mit dem Familiennamen Herodes. — 3) 24, 24.

die Fürsprache, die er zu wiederholten Malen für sie einlegte. So, wie schon erwähnt, bei Caligula, daß er den Befehl, sein Bild im Jerusalemtempel aufzustellen, zurücknahm; so beim römischen Statthalter von Syrien, Petronius, als sich einmal heidnische Jünglinge erfrecht hatten, die Synagoge einer phönizischen Stadt durch Kaiserbilder zu entweihen. Selbst dem nationalen Gedanken der Juden verstand er gelegentlich zu schmeicheln, mehr sogar als den Römern lieb sein konnte und sie zuzulassen gewillt waren. So verhinderten sie die Ausführung einer gewaltigen Mauer, die er im Norden Jerusalems zu bauen angefangen hatte, um die jüdische Hauptstadt uneinnehmbar zu machen. Und als er es gar einmal wagte, fünf Fürsten der engern und weiteren Nachbarschaft, sämtlich römische Vasallen, zu einer Zusammenkunft nach Tiberias einzuladen, fuhr als einzig ungeladener Gast der römische Statthalter von Syrien dazwischen und löste die verdächtige Versammlung auf.

Aber trotz allem Liebäugeln Agrippas mit den Interessen des Judentums traute man ihm jüdischerseits doch nicht in allen Kreisen unbedingt und war namentlich von der Ächtheit seiner jüdischen Frömmelei nicht durchweg überzeugt. Das geht schon daraus hervor, daß einst ein Pharisäer namens Simon eine Abwesenheit des Königs benützte, um eine Volksversammlung zusammenzuberufen, in welcher er allerhand Klagen wegen Gesetzesübertretung gegen ihn vorzubringen hatte. Die Art, wie diesem ungelegenen Ankläger Agrippa den Mund zu stopfen ver-

stand, zeigt uns freilich wieder, daß er auch ein gutes Stück jener Gutmütigkeit besessen haben muß, wie sie vielfach gerade leichtlebigen Menschen eigen ist. Er ließ Simon zu sich nach Cäsarea kommen, gab ihm einen Platz neben sich im Theater und fragte ihn in größter Herzensruhe, was denn hier eigentlich Ungesetzliches vor sich gehe. Simon blieb ihm die Antwort schuldig, und Geschenke zum Abschied schnitten ihm auch für künftig das Wort ab.

Im Grunde aber hatte Simon vollständig Recht gehabt: Agrippa spielte doppeltes Spiel. Man muß nur sehen, was er außerhalb der Grenzpfähle des Judentums ein anderer Mensch ist als innerhalb! Derselbe, der den Kaiser bittet, die Juden mit seinem Bilde zu verschonen, stellt in seinem Palast zu Cäsarea die Bildsäulen der eigenen Töchter auf. Wohl hütet er sich, seinen jerusalemischen Münzen ein Bildnis aufzuprägen; aber nichts, am wenigsten eigene Gewissensängstlichkeit, hindert ihn, die auswärts geprägten mit des Kaisers oder gar seinem eigenen Bilde ausgehen zu lassen. Und was er jüdischen Zuschauern niemals zugemutet hätte, das bekommen die Bewohner der römischen Kolonie Berytus durch ihn zu sehen, das grausige Schauspiel, wie sich bei der Einweihung eines von ihm erbauten Amphitheaters 1400 Verbrecher gegenseitig abzuschlachten haben! Überhaupt hat ihm gerade Berytus für eine ganze Reihe baulicher Denkmäler, Theater, Bäder und Säulenhallen, zu danken. Es ist der gut herodäische Sinn für Baukunst, der in ihm noch einmal auflebt. Aber er entfaltet darin durchaus heidnischen Glanz.

So war er, alles in allem, ein schlechter Vermittler zwischen Judentum und Römertum; denn beides spielte bei ihm nur an der Oberfläche. Und wie sollte man es auch bei einem Menschen, dem es überhaupt an aller Tiefe fehlte, anders erwarten? Nirgends vielleicht wurde der Widerspruch seiner eigenen Person, die doch zu großen Dingen berufen gewesen wäre, mit richtigerem Instinkte empfunden, als von Seiten der heidnischen Bevölkerung in Alexandrien, als er auf der Reise von Rom in sein vom Kaiser ihm überwiesenes neues Königtum die Stadt im Jahre 38 berührte. Sein Auftreten löste geradezu den offenen Widerstand von Seiten der Heiden aus, der schließlich zu der oben beschriebenen furchtbaren Judenhetze ausartete. Man vergalt dem Komödianten, als der er empfunden wurde, mit bitterer Komödie. Ein Geisteskranker mußte in königlichem Flitterstaat die Parodie auf ihn spielen! Es ist klar, daß die lächerliche Figur, die zu solcher Parodie den Stoff bieten konnte, dem Ernst einer Zeit nicht gewachsen war, in der sich die Gegensätze von Juda und Rom schon zur furchtbarsten Gefahr fortentwickelt hatten. Agrippa hat mit seiner Regierung, in der er als oberflächlicher Spieler mit zwei Masken diese Gegensätze miteinander zu versöhnen suchte, zu ihrer Minderung nicht geholfen, sondern sie nur verschlimmert.

Schließlich hat auch sein Ausgang noch etwas Theatralisches. Er ist aus der Apostelgeschichte[1])

---

1) 12, 19—23.

bekannt: Mit dem Königsmantel angetan, hält Agrippa zu Cäsarea von seinem Throne aus eine Rede an tyrische und sidonische Gesandte. Da ruft ihm das versammelte Volk zu, das sei Gottes, nicht eines Menschen Stimme. Aber der Engel des Herrn schlägt ihn für solche Menschenüberhebung, er wird zum Würmerfraß und verscheidet. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt seinen Tod in den Hauptzügen gleich, nur mit einigen Ausschmückungen: Agrippa hat bei Anlaß der Festspiele, die er zu Ehren des Kaisers feiert, einen ganz silbernen Rock an; da wird von den Strahlen der aufgehenden Sonne auf dem Silber ein so wunderbarer Schimmer erzeugt, daß alle ein Staunen erfaßt. Die Schmeichler begrüßen ihn als Gott, und er läßt es sich gefallen. Aber bald darauf erblickt er einen Uhu, der ihm einmal von einem Germanen als Todesvogel geweissagt worden ist, und alsbald spürt er im Unterleib Schmerzen: es ist der Anfang der Todeswehen, die ihn in einem Alter von erst 54 Jahren fortraffen.

In solch glänzendem Elend nahm die Herodäerherrschaft über das jüdische Staatswesen überhaupt ihr Ende. Agrippas einziger Sohn, Agrippa II., folgte dem Vater nicht auf dem jüdischen Königsthron. Kaiser Claudius gab ihm dafür das kleinere Königreich von Chalkis (am Fuß des Libanon), als es nach dem Tode eines Bruders Agrippas I. namens Herodes frei wurde, später statt dessen die ehemaligen Tetrarchieen des Philippus und des Lysanias nebst einem weitern Gebietsstück, wozu Nero noch Teile von Galiläa und Peräa fügte. Den Juden gegenüber

behielt Agrippa II. nur das doppelte Recht, die Hohenpriester zu ernennen und über den Tempel die Aufsicht zu führen. Vom ersten Rechte machte er ausgiebigeren Gebrauch, als der Würde des Hohenpriestertums angemessen und zuträglich war; das zweite, die Tempelaufsicht, übte er in des Wortes eigentlichster Bedeutung: Wenn er nach Jerusalem kam, so war seine Lieblingsbeschäftigung, von einem turmartigen Aufbau, den er an dem in der Nähe des Tempels gelegenen einstigen Hasmonäerpalast hatte anbringen lassen, müssig zuzuschauen, wie unten im Tempelvorhof die heiligen Handlungen vor sich gingen. Aber den Priestern war der königliche Zuschauer wenig gelegen, sie errichteten eine hohe Mauer, die sie seinen gaffenden Blicken entzog, und es half ihm kein Protestieren!

Das Gesagte zeigt, wes Geistes Kind er war. Sein Wort an Paulus, nachdem dieser seine glänzende Verteidigungsrede vor ihm gehalten hat: „Mit wenigem überredest du mich, ein Christ zu werden“ [1]), ist ein weiteres sprechendes Zeugnis für seine Oberflächlichkeit und Charakterlosigkeit; denn man spürt solchem Worte unmittelbar ab, daß es für ihn nur Mittel ist, einen unbequem drohenden tieferen Eindruck von sich abzuschütteln.

Ein Mann mit so wenig Rückgrat ging den Römern gegenüber natürlich in gebückter Stellung. Seinen jüdischen Volksgenossen hätte er größere Dienste erweisen können, als daß er beispielsweise

---

1) Apostelgesch. 26, 28.

Jerusalem, das vor seinem Untergange stand, mit weißem Marmor pflastern ließ. Wohl spielte er einige Male die Rolle eines Vermittlers zwischen Juda und Rom, und in kleinern Dingen geriet sie ihm nicht übel; in den entscheidenden, als es den Krieg galt, versagte sie gänzlich. Bei einem Manne von seinem Schlage mußte sie versagen, und er tröstete sich darüber auf Seiten der Feinde seines Volkes. In den Tagen größter jüdischer Erniedrigung ist er der treue Parteigänger der römischen Imperatoren geworden, wofür er sich von ihrer Gnade stets neuen Gebietszuwachs als Lohn schenken ließ!

Wo Agrippa II. in der Apostelgeschichte [1]) genannt wird, erscheint neben ihm Berenice. Nur zu oft erschien sie in Wirklichkeit neben ihm. Berenice ist seine Schwester, das weibliche Ebenbild ihres Vaters, ausschweifend und bigott. Erst Gemahlin jenes Herodes von Chalkis, ihres Oheims, dessen Reich Agrippa übertragen wurde, scheint sie mit dem Reiche in ihres Bruders Hände übergegangen zu sein. Über das Verhältnis der beiden wußte man sich viel zu erzählen, genug, daß es Berenice selber für gut fand, sich einem zweiten Gatten zu verschreiben. Aber nur zu bald kehrte sie zum Bruder zurück, um das alte Verhältnis fortzusetzen. Ein späterer Liebesroman konnte sie allen Ernstes hoffen lassen, eines Tages noch römische Kaiserin zu werden. In dieser Hoffnung lebte sie als Geliebte des Titus mit ihm auf dem Palatin, bis Titus schließlich die Politik über

---

1) 25, 13 ff.

die Liebe ging und er sie entließ. Daneben finden wir sie wieder im Tempel zu Jerusalem, wie sie opfert und fromme Gelübde bezahlt. Es ist ein eigentümlich elastisches Band, das all diese Herodäer ans Judentum bindet!

Berenices würdige Schwester ist Drusilla, die als Gattin des Prokurators Felix aus der Apostelgeschichte[1]) bekannt ist. Durch Ehebruch hatte sie sich, noch kaum 15 jährig, dem lasziven Römer und Heiden zu eigen gegeben. Wenn diesem Paar Paulus von Gerechtigkeit und Keuschheit und vom künftigen Gerichte sprach, so wußte er, zu wem er redete, und man begreift, daß Felix keine Zeit für ihn hatte.[2]) Von einer dritten Schwester, Mariamne, die im Alter zwischen Berenice und Drusilla stand, hören wir nur, daß sie ihren ersten Mann verließ, um den reichsten und angesehensten Juden Alexandriens zu heiraten.

Damit schwinden also die Herodäer aus der jüdischen Geschichte, und in ihren Vordergrund tritt wieder der unvermittelte Gegensatz von Juda und Rom; denn nach dem Tode des Vaters der Genannten, Agrippas I., im Jahre 44 beliebte es dem Kaiser, sein Reich unter direkt römische Herrschaft mit einem Prokurator an der Spitze zu stellen. Somit gelten fortan für das ganze palästinensische Land die Rechtsverhältnisse, wie wir sie schon für die Jahre 6—41 für das judäische, samaritanische und idumäische Gebiet kennen gelernt haben.

---

1) 24, 24. — 2) Apostelgesch. 24, 25 f. Auch die Hoffnung, von Paulus Geld zu bekommen, ist für Felix charakteristisch.

Der gänzliche Mangel einer Vermittelung der Gegensätze macht die Geschichte dieser nächstfolgenden Zeit zu einem fortwährenden gegenseitigen Mißverstehen und Mißverstandenwerden: Auf römischer Seite unaufhörliche Verletzungen der heiligsten Gefühle der Juden, auf jüdischer Seite eine Reizbarkeit, die nichts mehr harmlos aufzufassen vermochte. Die kleinsten Ursachen erzeugten die größten Wirkungen des Unheils; denn schon waren die Wunden, die dem jüdischen Volke geschlagen worden waren, so tief, daß, was nur leise an sie rührte, sie zu jähem Schmerzen brachte. Und mit unreinen, groben, ja gewalttätigen Händen faßten die meisten der späteren Prokuratoren diesen todwunden Körper an. In seinem Innern sieht man eine Volksseele zucken, die noch voll Leben ist, und die mit heroisch furchtbarer Zähigkeit um Leben ringt. Und die Spannung, welche die Signatur der Geschichte dieses Kampfes auf Leben oder Tod ausmacht, ist so gewaltig, daß sie auch ihren scheinbar kleinsten Zügen Größe leiht. Was will es an sich besagen, daß Cuspius Fadus, der erste dieser Landpfleger (44 —?), das hohepriesterliche Prachtgewand, das einst Vitellius den Juden in ihre eigene Obhut zurückgegeben hatte, für die Römer zurückverlangte? Und doch ist es den Juden heilige Herzenssache, es nicht ausliefern zu müssen, und sie lassen ihre Bitte bis vor den Kaiser kommen, bei dem sie auch, dank Agrippas II. Fürsprache, gnädiges Gehör finden.

Aber schon war es die Ausnahme, dass ein Konflikt so glimpflich ablief. Bedenklicher bereits war

der Erhebungsversuch jenes Theudas, dessen auch die Apostelgeschichte [1]) Erwähnung tut, wie er vorgegeben habe, etwas zu sein, und ungefähr 400 Anhänger gewonnen habe, wie er aber getötet und sein Anhang versprengt und vernichtet worden sei. Er war in der Tat mit dem Anspruch, ein Prophet zu sein, mit der Schar seiner Anhänger an den Jordan gezogen und hatte verkündet, daß sich auf sein Wort hin der Fluß teilen werde und sie ohne alle Mühe hinüberkommen würden, wie einst in Josuas Tagen geschehen sei. Das sollte den Seinen offenbar nur zur Bürgschaft für größere Zukunftstaten werden. Aber Cuspius Fadus schnitt sie ihm kurzer Hand ab, indem er gegen ihn einen Haufen Reiter aussandte, deren unerwartetem Angriff er nicht standzuhalten vermochte. Seine Anhänger wurden teils getötet, teils lebendig gefangen, er selber büßte mit dem Leben, sein Kopf wurde als Trophäe nach Jerusalem gebracht: so ging es schon nicht mehr ohne Blutvergießen!

Was aber mußten erst die Gefühle der Juden gegen den Nachfolger des Cuspius Fadus sein, sobald man wußte, dass er, Tiberius Alexander (?— 48), selber jüdischer Apostat war, und ein Abtrünniger aus bester jüdischer Familie, sein Vater in hochangesehener Ehrenstellung in Ägypten, seines Vaters Bruder kein Geringerer als Philo, die Hauptzier des gebildeten alexandrinischen Judentums! Nicht ohne Grund wird es geschehen sein, daß der neue Prokurator die

---

1) 5, 36.

beiden Söhne des uns schon bekannten Judas des Galiläers ans Kreuz schlagen ließ. Der Gesinnung des Vaters, des Stifters der Zelotenpartei, getreu werden sie allzu wenig Hehl daraus gemacht haben, daß sie im Römer nur den Todfeind sahen, gegen den es mit erhobener Waffe den Kampf um die Freiheit gelte. Mit der Not der verhaßten Fremdherrschaft, die der abgefallene Sohn des eigenen Volkes im Lande vertrat, schien sich aber jetzt die Natur selber zu verschwören. Eine schwere Hungersnot suchte in jenen Tagen das jüdische Land heim, vermutlich dieselbe, die der Verfasser der Apostelgeschichte [1]) als die große, auf die Weissagung eines Propheten Agabus hin unter dem Kaiser Claudius erfolgte erwähnt.

Aber schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse unter Tiberius Alexanders Nachfolger, Ventidius Cumanus (48—52). Es war an einem Passahfest, wo wieder viel Volk in Jerusalem zusammen war. Da ließ es sich von den römischen Soldaten, welche zum Schutz gegen aufrührerische Bewegungen der Menge im Tempelvorhof Wache standen, einer einfallen, gegenüber den festlich Versammelten eine unanständige Gebärde zu machen. Die Empörung drohte die Beleidigten im Sturme mit sich fortzureißen; von Cumanus verlangten sie unverzüglich die Bestrafung des Schuldigen. Einige Hitzköpfe rafften schon Steine zusammen, um sie gegen die Soldaten zu werfen. Da ließ Cumanus den Strom der schwer-

---

1) 11, 28.

bewaffneten Mannschaft sich in die Tempelhallen ergießen. In jähem Schrecken ergriffen die Juden die wilde Flucht, es kam zu einem furchtbaren Gedränge; in die Tausende soll sich die Zahl seiner Opfer belaufen haben.

Die nächste Gelegenheit rissen wieder die Juden vom Zaune. Auf offener Landstraße, nördlich von Jerusalem, wurde ein kaiserlicher Beamter überfallen und ausgeraubt. Zur Strafe ließ Cumanus einen Streifzug ausgehen, um die dem Tatort nächstgelegenen Dörfer auszuplündern. Dabei fiel einem Soldaten in einem Dorfe ein Gesetzbuch in die Hand. Unter Spott und Hohn zerriß er es und warf es ins Feuer. Darob größte Erregung. In Scharen zogen wieder einmal die Juden nach Cäsarea, um dem Prokurator Vorstellungen zu machen und ihn zur Bestrafung des Missetäters aufzufordern. Diesmal gab Cumanus nach und ließ den Schuldigen enthaupten.

Um so verhängnisvoller wurde ihm selber ein dritter Vorfall, bei dem er sich den Juden weniger nachgiebig erwies. Galiläische Festpilger [1]) waren auf ihrer Reise nach Jerusalem in einem samaritanischen Dorfe ermordet worden. Schon aus den Evangelien ist ja die Stimmung der Samaritaner gegen die Juden bekannt. Als einmal Jesus denselben Weg gehen wollte und seine Boten vorausschickte, um sich in einem samaritanischen Dorfe die Herberge bestellen zu lassen, nahmen sie ihn nicht auf, weil er in der Richtung nach Jerusalem zog. [2]) Diesmal

---

1) Nach anderer Angabe war es nur einer. — 2) Luk. 9, 51—53.

klagten die Juden mit vollem Recht bei Cumanus; aber Cumanus ließ sich von den Samaritanern bebestechen und tat nichts. Das war zelotischen Judenelementen willkommener Anlaß zur Selbsthilfe, und brandschatzend fielen sie in Samarien ein. Cumanus schritt jetzt ein, aber nicht f ü r, sondern g e g e n die Juden, und an der Spitze seiner Truppen machte er viele nieder und nahm andere gefangen. Die Folgen dieses Zusammenstoßes wären bei der Erhitzung der Gemüter unabsehbare geworden, wenn nicht bei den Übriggebliebenen die Spitzen von Jerusalem in diesem Augenblick vermittelnd dazwischengetreten wären, um zur Besonnenheit zu mahnen. So lösten sich die zelotischen Freischaren auf, die einen kehrten heim, die andern zogen bandenweise in Verstecke von Berg und Wald, um ihren Rachegefühlen in räuberischen Ausfällen freien Lauf zu lassen. Mit diesem Ausgang aber noch nicht zufrieden, trugen sowohl Samaritaner als Juden ihre gegenseitigen Klagen vor den Richterstuhl des römischen Statthalters in Syrien, als er gerade in Tyrus weilte, und dieser kam bald darauf ins Land, um strenges Gericht zu halten. Die von Cumanus gefangenen Juden ließ er kreuzigen, weitere achtzehn, die gegen den Prokurator die Waffen erhoben hatten, mit dem Beile hinrichten. Den Hohenpriester samt seinem Sohn und einigen vornehmen Juden, die samaritanischen Führer, aber auch den Prokurator und den Militärtribun von Jerusalem, der beim Kampf vermutlich eine besonders judenfeindliche Rolle gespielt hatte, schickte er zur Verantwortung vor das Gericht des Kaisers nach Rom.

Hier tat wieder einmal die Fürsprache Agrippas II., der sich an die Kaiserin Agrippina wandte, ihre Wirkung. Die Juden wurden freigesprochen, drei samaritanische Führer hingerichtet, der Prokurator abgesetzt und in die Verbannung geschickt und, was den Jerusalemern besonders wohltun mußte, der Militärtribun gefesselt nach Jerusalem zurückgesandt, um dort auf offener Straße zu Tode geschleift zu werden, worauf ihm die Juden noch den Kopf sollten abschlagen dürfen. Sie hatten also wohl Grund, mit dem kaiserlichen Entscheid zufrieden zu sein.

Aber mit dem neuen Prokurator kam, obwohl sich der Kaiser in seiner Wahl an die Bitte des jüdischen Hohenpriesters selber gehalten hatte, neues Unheil ins Land und immer größeres. Es war Felix (52—60), nur ein Freigelassener, aber ein Bruder des am Kaiserhofe mächtigen Pallas. Was über das Privatleben des Felix als Gemahls der Drusilla schon zu sagen war, wirft auf seinen Charakter nicht das günstigste Licht. Vollends vernichtend aber ist das Urteil, das über ihn kein Geringerer als der römische Geschichtschreiber Tacitus gefällt hat, in aller Grausamkeit und Lüsternheit habe er königliches Recht mit sklavischer Sinnesart gehandhabt, und alle Schandtaten habe er geglaubt ungestraft verüben zu dürfen. Dem enttäuschten Hohenpriester, dem er seine Wahl zu danken hatte, lohnte er, indem er ihn aus Ärger über wohlgemeinten Tadel, den er von ihm zu hören bekam, durch heimliche Mörder im Pilgergewand beseitigen ließ.

Und die scheinheiligen Mörder machten Schule,

und auf allen Wegen schlich die Meuchelei. In Jerusalems Gassen bewegten sich die Rotten der scheinbar Harmlosen, die unter den Falten des Gewandes den kleinen Dolch, die sogenannte „sica“, trugen. Als „Sikarier“ bilden sie geradezu eine neue Partei, die furchtbarste von allen. Für Geld war sie zu haben, wo immer es einen unbequemen Gegner aus dem Wege zu räumen galt, und nicht leicht kam man ihr auf die Spur, weil ihre Mitglieder stets die ersten waren, in die Trauer über die Opfer der eigenen Mordtaten einzustimmen, um von sich allen Verdacht abzulenken. Ihren Zulauf bekam sie aus den räuberischen Elementen im Lande ringsumher, denen Felix gleich zu Anfang seiner Amtsführung das Handwerk nach Kräften gelegt hatte; und durch sie kam der Mord so sehr an die Tagesordnung, daß man sich an ihn gewöhnte, als wäre er ein im Dienste der Politik durchaus natürliches und ohne weiteres zulässiges Mittel. Die Sikarier arbeiteten den Zeloten, aus deren Kreis sie hervorgegangen waren, in die Hände, und die Zeloten entwickelten sich unter solchem Beistand zu Terroristen, deren zunehmendes Schreckensregiment die alten Parteigegensätze von Pharisäern und Sadduzäern notwendig in den Hintergrund drängte. Dazu kamen allzu sinnlich verstandene messianische Hoffnungen, welche den Leuten die Köpfe heiß machten. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Messiase auftraten [1]) und große Dinge verkündeten, mit denen sie Scharen Volkes hinter sich her zogen.

1) Vgl. Matth. 24, 24. Mark. 13, 22.

Dieser Art ist der Ägypter, der in der Wüste nach der Angabe des Josephus 30000 Mann um sich versammelte, mit denen er auf den Ölberg zog, den Blick nach Jerusalem gewandt. Jerusalems Mauern sollten vor ihnen einstürzen, frei wollten sie in die heilige Stadt einziehen und sich in den Besitz der Herrschaft setzen. Solches war seine stolze Verkündigung. Aber Felix ließ die schönen Zukunftsträume nicht reifen, sondern zog dem neuen Propheten mit schwerer Streitmacht entgegen, und die Schar der Schwärmer unterlag den römischen Waffen. Der Ägypter selber vermochte zu entkommen, für die Seinen wohl nur wie durch ein Wunder, und ihr blinder Glaube wird ihn zurückerwartet haben. Drum ist, als in jenen Tagen Paulus in Jerusalem auftritt, der erste Gedanke des römischen Obersten, Paulus möchte der Ägypter sein, der erst kürzlich die 4000 Sikarier aufgewiegelt und in die Wüste geführt habe. [1])

Des Ägypters Aufstand war aber nur ein Symptom des allgemeinen Übelbefindens. „Kaum war dieser Ausbruch gedämpft, so brach wie an einem kranken Körper an einem andern Teile die Entzündung hervor“ — ich rede in den eigenen Worten des Josephus: [2]) „Die Betrüger und Räuber verbanden sich, brachten viele zum Abfall, ermunterten sie zum Befreiungskampf, drohten denen, welche sich der römischen Oberherrlichkeit unterwarfen, den Tod und sprachen es offen aus, die, welche freiwillige Knechtschaft vorzögen, müßten zur Freiheit gezwungen werden. Sie

---

1) Apostelgesch. 21, 38. — 2) Jüdischer Krieg II 13, 6.

verteilten sich demnach truppweise ins Land, plünderten die Häuser der Mächtigen, mordeten die Besitzer und verbrannten die Dörfer, so daß ganz Judäa ihrer Untaten voll war."

In Cäsarea, der Residenz des Prokurators, stritten sich Juden und Nichtjuden um die bürgerliche Gleichberechtigung, und der Streit artete zu offenem Straßenkampf aus, bei dem es zu neuem Blutvergießen kam. Felix sandte die angesehensten Vertreter beider Parteien zur Entscheidung der Rechtsfrage nach Rom. Aber sie scheint ihm selber den Hals gebrochen zu haben; wenigstens dürfte mit ihr die durch Kaiser Nero verfügte Abberufung des Felix von seinem Posten in Zusammenhang zu bringen sein.

Sein Nachfolger, Porcius Festus (60—62), ebenfalls schon aus der Geschichte des Paulus bekannt,[1]) war Felix an Charakter weit überlegen. Aber schon nach zweijähriger Amtsführung überraschte ihn der Tod, so daß von einer tiefergreifenden Besserung der Verhältnisse durch ihn nicht die Rede sein kann. Auch er hatte einmal gegen einen jener fanatischen Pseudopropheten einzuschreiten, der unter gleißenden Herrschaftsversprechungen einen Anhang in die Wüste hinausgelockt hatte: so unheimlich brodelte es fortwährend in den Tiefen der fanatisierten Volksmenge. Zudem erbitterte die Juden nicht wenig der kaiserliche Entscheid in der Frage ihrer Rechtsstellung in Cäsarea: er verdrängte sie aus dem Bürgerrecht, das sie in der Stadt besessen hatten und um so eher

1) Apostelgesch. 24, 27; Kap. 25 f.

glaubten beanspruchen zu dürfen, als ja die Stadt eine Gründung des Herodes gewesen war. Diese kränkende Rechtsverletzung sollte noch die verhängnisvollsten Folgen zeitigen.

Aber das größte Unheil war, daß auf Festus zwei Prokuratoren folgten, in denen man jüdischerseits die volle Verkörperung aller heidnischen Bosheit sehen konnte. Zuerst Albinus (62—64), dessen Amtsantritt noch die dreimonatliche Willkürherrschaft des jerusalemischen Hohenpriesters, eines Sohnes des aus dem Neuen Testament bekannten Hannas [1]), vorangegangen war. In der Aufgabe, zwischen den feindlichen jüdischen Parteien zu vermitteln, sah Albinus lediglich die willkommene Gelegenheit, sich selber schnöde zu bereichern; denn es gab nur eines, was seinem Handeln die Richtung gab: Geld und wieder Geld. Man muß über ihn Josephus [2]) hören: „Nicht nur, daß er öffentliche Gelder unterschlug, eine Menge Privatleute ihres Vermögens beraubte und das ganze Volk mit Auflagen überbürdete, sondern er gab auch die, welche von ihrer betreffenden Obrigkeit oder von den vorigen Statthaltern wegen Räubereien gefänglich eingezogen worden waren, ihren Verwandten gegen Lösegeld frei: nur wer nicht zahlen konnte, blieb als Verbrecher im Gefängnis. Unter ihm faßten auch die Neuerungssüchtigen in Jerusalem neuen Mut; die Reichen erkauften sich von Albinus Unterstützung ihrer Pläne, daß sie von seiner Seite ungefährdet Aufruhr anzetteln konnten, und

---

1) Luk. 3, 2. Joh. 18, 13. 24. Apostelgesch. 4, 6. — 2) Jüdischer Krieg II 14, 1.

der Teil des Volkes, dem die Ruhe nicht gefiel, schlug sich zu denen, die mit Albinus gemeinsame Sache gemacht hatten. Jeder der Bösewichter umgab sich mit einer eigenen Rotte, und Albinus ragte unter allen wie ein Räuberhauptmann oder Tyrann hervor und gebrauchte seine Anhänger zur Beraubung der rechtschaffenen Bürger; .... damals“, schließt Josephus seinen Bericht über Albinus, „ward der Same der baldkommenden Zerstörung der Stadt ausgestreut.“ Unter Albinus' Nachfolger, Gessius Florus (64—66), im Vergleich mit dem jener noch als Muster der Rechtschaffenheit erschienen sein soll, brach aus solchem Samen die endgültige Zerstörung hervor.

Sechster Vortrag.

Der Krieg und das Ende.

Es ist, als hätten sich alle feindlichen Mächte verschworen, um den Juden in den Personen ihrer letzten römischen Prokuratoren Typen ausgesuchtester Bosheit ins Land zu schicken. Aber für keinen von ihnen hat Josephus schärfere Worte als für den letzten, Gessius Florus. Er sagt über ihn [1]): „Während sein Vorgänger die meisten seiner Schurkenstreiche heimlich und mit Vorsicht verübte, trug Gessius seine Frevel gegen das Volk prahlerisch zur Schau. Nicht anders als wäre er als Henker zur Bestrafung Verurteilter gesandt worden, unterließ er keine Art von Raub und Mißhandlung. In seiner Grausamkeit war er ohne Mitleid, in seinen Schandtaten ohne Scham; noch niemals hat jemand so wie er die Wahrheit in Trug gehüllt oder schlauere Wege zur Ausführung seiner Bubenstücke ausfindig zu machen gewußt. An Einzelnen sich zu bereichern war ihm viel zu gering; ganze Städte raubte er aus, richtete ganze Gemeinwesen zugrunde, und wenig fehlte, so hätte er im ganzen Lande ausrufen lassen, jedermann möge

1) Jüdischer Krieg II 14, 2.

rauben, wo er wolle, unter der Bedingung, daß er selbst einen Teil der Beute erhielte. Ganze Bezirke wurden durch seine Habsucht entvölkert; viele verließen ihre väterlichen Wohnsitze und flohen in fremde Provinzen.“

Jedenfalls waren die Dinge weit genug gediehen, daß es zum Ausbruch der eigentlichen Krise nur einer verhältnismäßig geringfügigen Veranlassung bedurfte. Von Cäsarea ging sie aus. Die schlechten Beziehungen der dortigen Juden zum griechischen Teil der Bevölkerung, dem durch den genannten kaiserlichen Entscheid der Kamm geschwollen war, hatten sich aufs schärfste zugespitzt. Nun hatten die Juden in Cäsarea eine Synagoge hinter einem Platz, der einem Griechen gehörte, und hatten vergeblich alle Hebel angesetzt, um ihn käuflich zu erwerben. Um sie zu ärgern, hatte der Besitzer das begehrte Areal vielmehr mit Werkstätten überbauen lassen, durch die hindurch den Juden nur noch ein schmaler Zugang zur Synagoge offen blieb. War man schon darüber heftig erregt, so brachte der Bubenstreich eines griechischen Stadtbürgers die Erbitterung zum vollen Ausbruch. Während nämlich die Juden an einem Sabbath in der Synagoge versammelt waren, schlachtete er an ihrem Eingang ein Vogelopfer, was sonst das Opfer der Aussätzigen war. Den Schimpf, der darin lag, verstanden die Juden nur zu gut; denn es ging damals unter den Heiden das Gerede hin und her, daß die Juden von Aussätzigen abstammten. Es kam zu einer Schlägerei, und die Juden zogen den Kürzeren. Der Prokurator

hatte sich scheinbar im Interesse der Juden, von denen er sich hatte Geld zahlen lassen, aus Cäsarea entfernt. Aber als ihm jetzt eine jüdische Gesandtschaft nachreiste, um ihm ihre Klagen vorzubringen, ließ er sie kurzerhand ins Gefängnis werfen.

Die Empörung darüber schlug ihre Wellen bis Jerusalem. Gleich darauf erfuhr man hier selber des Florus Roheit. Er schickte nach dem Tempelschatz und ließ ihm 17 Talente entnehmen. Darüber geriet das Volk in größte Bestürzung. Aber einige Witzbolde verfielen auf den Gedanken, Körbe herumgehen zu lassen, welche milde Gaben für den armen Landpfleger aufnehmen sollten. Er verstand keinen Spaß und nahm blutige Rache, die selbst römische Ritter jüdischer Abstammung ans Kreuz brachte. Um die Unterwürfigkeit der Gedemütigten auf die Probe zu stellen, verlangte er von den Jerusalemern überdies, daß sie zwei Kohorten Soldaten, die er ihnen auf den Hals schickte, feierlich einholen sollten. Die Probe kam die Juden sauer genug zu stehen an; indessen, dem Rat ihrer geistigen Obern folgend gehorchten sie um des lieben Friedens willen. Als aber die römischen Soldaten ihre freundliche Begrüßung unerwidert ließen, vermochte man jüdischerseits das Murren nicht zu unterdrücken, und das wurde für die Römer die Losung zum Angriff. Schlimmer als das Unheil, das ihre Knüttel anrichteten, wurde für die Juden das fluchtähnliche Gedränge, bei dem viele elend zertreten wurden. Florus war feige genug, sich aus dem Staube zu machen. Für die Wiederherstellung der Ruhe in der Stadt

sollten der Juden eigene Häupter sorgen; zu diesem Zweck hinterließ er ihnen eine Kohorte.

Mitten in der allgemeinen Erregung machte einen großen und fast entscheidenden Eindruck eine Rede Agrippas II., der zum Frieden riet. Aber es war um seinen Erfolg geschehen, als die Juden seinen Worten entnehmen mußten, daß der Gehorsam gegen die Römer unzertrennlich sei vom Gehorsam gegen Gessius Florus, der nun einmal der bestgehaßte Mann im jüdischen Lande war. Steine wurden gegen den unbequemen Ratgeber erhoben, und er hatte höchste Zeit, den jerusalemischen Boden, der unter seinen Füßen schon brannte, zu verlassen. Durch seinen Mißerfolg konnten sich die kriegerisch Gesinnten nur moralisch gestärkt fühlen. Ein Hohepriestersohn stellte sich an ihre Spitze, und man beschloß, allen Gegenvorstellungen der gemäßigten Elemente zum Trotz, fortan keine Opfer von Nichtjuden mehr anzunehmen. Das hieß, daß auch das tägliche Opfer für den Kaiser eingestellt werden sollte, und das kam einer Kriegserklärung an die Römer gleich.

Die Kriegserklärung nach außen bedeutete im Innern den Bürgerkrieg; denn über ihre Zulässigkeit war man keineswegs einerlei Meinung. Die Friedensfreunde wandten sich in ihrer Bedrängnis wieder an König Agrippa, und er sandte 3000 Reiter, mit deren Hilfe sie die Oberstadt (im Westen Jerusalems) zu besetzen anfingen. Aber die Folge war ein blutiger Kampf zwischen Friedens- und Kriegspartei, bei dem die Anhänger dieser zweiten selbst hohepriesterliche

Personen nicht schonten[1]). Will man sich vom Charakter der Kriegspartei im übrigen ein Bild machen, so spricht Eines deutlich genug: Nach einem Siege über die Friedenspartei hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als an das Archivgebäude Feuer anzulegen, um so schnell wie möglich die Schuldurkunden zu vernichten und die Eintreibung der Ausstände unmöglich zu machen. Man sieht, es war zugleich ein Kampf der Unvermögenden gegen die Vermögenden; und diese, die Aristokraten, waren der Kern der Friedenspartei. Auf ihrer Seite wird man also wohl die einstigen Sadduzäer zu suchen haben; offenbar ließen sie sich vom richtigen Gefühle leiten, daß ein Krieg gegen Rom ein hoffnungsloses Unterfangen sei, am verzweifeltsten aber für sie selber, die mit einem Untergang des jüdischen Staatswesens alles, auch das letzte, was sie an Machtbefugnissen noch besaßen, zu verlieren haben würden. Doch auch die Angesehensten der Pharisäer gehörten zur Friedenspartei. Nachdem aber diese Friedensfreunde die Oberstadt wieder hatten räumen müssen, und als die von Agrippa zur Hilfe gesandte Mannschaft den alten Herodespalast, der ihr als Zufluchtsstätte gedient hatte, preisgeben mußte, blieb der Friedenspartei als einzige Stütze nur noch die römische Besatzung. Doch auch sie vermochte sich nicht zu halten; sie ergab sich den Aufständischen auf das Versprechen hin, daß ihr gegen Niederlegung der Waffen freier

---

1) Eines ihrer Opfer war der in der Apostelgeschichte (23, 2. 24, 1) erwähnte Ananias, der ca. 47—59 als Hoherpriester amtiert hatte. Der auf der vorigen Seite genannte Hohepriestersohn war sein Sohn.

Abzug gewährt werde. Kaum aber hatte sie die Waffen niedergelegt, als sie von Aufständischen überfallen und niedergemacht wurde, und das noch an einem Sabbath! Nur der Anführer der Garnison erkaufte sich sein Leben um den Preis des Versprechens, sich beschneiden zu lassen.

An Frieden war jetzt nicht mehr zu denken. Der Ernst der Lage war groß genug, um den römischen Statthalter von Syrien mit einem Heere ins palästinensische Land und bis vor Jerusalem zu ziehen. Nach einigen Wechselfällen aber trat er, offenbar in der richtigen Erkenntnis, daß zu einem entscheidenden Eingreifen seine Streitmacht doch nicht ausreiche, unverrichteter Dinge den Rückzug an, und sein Rückzug wurde durch eine ganz gehörige Schlappe, welche ihm die Juden in einem Hohlwege noch beizubringen vermochten, in helle Flucht verwandelt. Er mußte dabei sogar einen Teil seiner Kriegsmaschinen dahinten lassen, und diese leisteten den Juden später treffliche Dienste gegen die Römer. Die Kriegspartei in Jerusalem triumphierte, und wer in ihren Jubel nicht einzustimmen vermochte, hatte nichts Besseres zu tun, als schleunigst die Stadt zu verlassen. Die Unschlüssigen riß die Begeisterung mit, und mit vereinter Kraft ging man jetzt daran, den Aufstand im ganzen Lande zu organisieren.

Als seine Hauptorganisatoren finden wir zu unserer Überraschung — die Aristokraten, die hohepriesterlichen Leute und die Angesehensten der Pharisäer: dem Zwange der Verhältnisse nachgebend, hatten sie die Wendung vollzogen und schwammen

mit dem Strome. Und die Aufständischen, deren Bewegung bisher so elementar gewesen war, daß sie fast keine nennenswerten Führernaturen in die Höhe gebracht hatte, zeigten ihren guten Willen, Intelligenzen an die Spitze zu stellen, wo sie sie fanden. Es berührt uns ja seltsam genug, daß beispielsweise ein Mann wie Josephus, der spätere Geschichtschreiber ein gebildeter Literat, aber charakterloser Wortheld und Feigling, mit der Leitung des Aufstandes in Galiläa betraut wird. Jerusalems Verteidigung wurde in die Hände eines Joseph ben Gorion sowie des uns schon bekannten Hohenpriesters Ananus, des Sohnes des im Neuen Testamente genannten Hannas, gelegt. Man entfaltete eine rege Tätigkeit, besserte die Mauern aus, schmiedete Geschosse und Rüstungen. Allerhand Kriegsgerät hatte man ja auch schon den Römern beim letzterwähnten Überfall abgenommen; überdies waren auch aus dem Zeughause von Masâda, dessen römische Besatzung durch Zeloten niedergemacht worden war, Waffenvorräte nach Jerusalem geschafft worden. Alles träumte von Krieg, und die Jungmannschaft übte sich in seiner Kunst.

Draußen im Lande war schon so viel wie Krieg. Wo die Heiden die Oberhand hatten, waren blutige Verfolgungen über die Juden hereingebrochen. In der Residenz des Prokurators, Cäsarea, wo man schon so viel zusammen gekämpft hatte, war es zu einer Judenhetze gekommen, bei der in einer Stunde über 20000 Juden hingeschlachtet worden sein sollen. In Askalon seien 2500, in Ptolemais 2000 niedergemacht worden. In vielen syrischen Städten waren

Juden und Heiden geradezu in zwei feindliche Lager geteilt. Die Tage habe man mit Blutvergießen zugebracht, während die Nächte die Angst noch furchtbarer als die Tage gemacht habe. In Skythopolis hatten sich unter dem Zwange der heidnischen Bevölkerung die Juden gegen eigene Glaubensgenossen, die, um den heidnischen Sauerteig auszufegen, plündernd und mordend das Land durchzogen, zur Wehr setzen müssen, und das Ende war eine hinterlistige Abschlachtung beider Teile der Juden durch die Heiden gewesen, wobei angeblich mehr als 13000 Juden das Leben verloren hätten. Bis nach Alexandrien hatte sich die judenfeindliche Bewegung mitgeteilt, und sie hatte dort einen allgemeinen Judenaufstand gezeitigt, dessen Gefahr zu beschwören dem ägyptischen Statthalter Tiberius Alexander, demselben, den wir als Prokurator des jüdischen Landes kennen gelernt haben, nur mit größter Mühe und unter furchtbarem Blutvergießen gelungen war. In Damaskus hatte die Kunde von der Schlappe, welche die Juden dem abziehenden Statthalter von Syrien beigebracht hatten, so lebhafte Erbitterung hervorgerufen, daß 10000, nach anderer Angabe sogar 18000 Juden in einer Stunde hingemetzelt worden sein sollen. Wo dagegen die Juden die Oberhand hatten, vertrieben oder töteten sie römische Garnisonen, so in Machärus und Jericho.

Aber die Römer ließen sich nicht ungestraft zurückwerfen, und Nero übertrug keinem Geringeren als Vespasian, dem späteren Kaiser, die Aufgabe, die Juden unter Roms Macht zu beugen. Vespasian rückte

im Frühjahr 67 mit zwei Legionen und zahlreichen Hilfstruppen, von Syrien kommend, südwärts heran; in Ptolemais (= Akko) traf er mit seinem Sohne Titus zusammen, der ihm aus Ägypten eine weitere Legion zuführte, sodaß sich die Gesamtzahl seiner Heeresmacht auf ca. 60000 Mann belief. Noch vor Titus' Ankunft waren bei Vespasian die Boten der Stadt Sepphoris, der größten in Galiläa, eingetroffen, um sich von ihm eine römische Besatzung oder vielleicht richtiger die Verstärkung einer schon bestehenden auszubitten. Vespasian willfahrte ihrem Wunsche gerne; denn ihm selber konnte nichts erwünschter sein als ein fester Standpunkt im galiläischen Lande, das er, von Ptolemais aufbrechend, zuerst in Angriff zu nehmen sich anschickte.

Über den Krieg in Galiläa sind wir sehr ausführlich durch Josephus unterrichtet, dem, wie schon erwähnt, die Rolle eines Anführers der Juden zugewiesen war. Schade nur, daß seine Berichterstattung, die an sich eine Quelle ersten Ranges sein könnte, des Unzuverlässigen so viel enthält. Aber Josephus hatte in der Tat viel zu vertuschen und schön zu färben, wenn er vor den Augen der Nachwelt nicht noch kläglicher dastehen wollte, als er für alle, die auch nur einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen wissen, schon dasteht. Übrigens wird der Hauptvorwurf stets die treffen müssen, die ihn, den denkbar Ungeeignetsten, in eine so verantwortungsvolle Stellung beriefen. Viel Eifer zwar legte er an den Tag; aber den Einsichtigen mußten bald die Augen darüber aufgehen, daß er es damit nur halbernst meine, und

in einem gewissen Johann von Gischala erwuchs ihm ein Gegner, der darum doppelt gefährlich war, weil er ungleich größere persönliche Kriegstüchtigkeit mit einem entschieden echteren, ja fanatischen Patriotismus verband. Und der Patriotismus, der an Josephus nicht die starke Seite war, war eine Größe, mit der man bei seinen Landsleuten damals ernstlich zu rechnen hatte. Aber trotz seinem Mangel an Feldherrntalent und trotz allem persönlichen Mißtrauen, das zwischen ihm und seinen Untergebenen Johann von Gischala mit großem Erfolg auszustreuen vermochte, fiel Galiläa dem Vespasian nicht als leichte Beute in den Schoß. Zwar auf dem flachen Lande wurde der Widerstand sogar ohne Schwertstreich gebrochen. Aber viel zu tun gaben ihm die festen Plätze des Landes, und es kam zu denkwürdigen Belagerungen, wo Juden ihre Mauern heldenhaft verteidigten, während sie auf offenem Felde Josephus bei der bloßen Kunde von dem Nahen des feindlichen Heeres aus den Schlachtreihen gelaufen waren. Daß diese Festungen zum Kampfe nicht allzu schlecht vorbereitet waren, war wenigstens ein Verdienst des Josephus. Auch kam während der Belagerungskämpfe seine Schlauheit und Verschmitztheit den Belagerten öfter zu gute. Am berühmtesten ist in dieser Hinsicht die 48 tägige Belagerung der Bergfeste Jotapata geworden, für deren Beschreibung auf Josephus' eigene ausführliche Darstellung in seiner Geschichte des jüdischen Krieges [1]) verwiesen werden mag. Nachdem

1) III, 7.

durch die Einnahme von Tiberias, Tarichea, dem Berge Tabor und Gischala, sowie der starken Festung Gamala (jenseits des Sees Gennezareth) der ganze Norden Palästinas für die Römer zurückgewonnen war, konnte das römische Heer seine Winterquartiere beziehen (67—68).

Die für die Juden verhängnisvollen Ereignisse in Galiläa hatten eine Menge fremder Elemente nach Jerusalem getrieben, und das führte hier zu einer Verschiebung der Parteiverhältnisse. Diese Fremden, an ihrer Spitze Johann, der aus seiner Vaterstadt Gischala in der Nacht, ehe sie den Römern in die Hände fiel, geflohen war, schlossen sich alle der antiaristokratischen Partei an. Sie machten sie quantitativ stärker und qualitativ geringer; denn es waren bei weitem nicht alles Juden, die ein ehrlicher Patriotismus, geschweige denn der Eifer um das Gesetz drängte, sondern zum Teil Leute recht zweifelhaften Charakters, mordlustiges Raubgesindel, deren Taten dem nichts nachgibt, was wir von den verwegensten in den schlimmsten Tagen der französischen Revolution wissen. Bald machte sich der Einfluß dieser neuen Revolutionäre in der Besetzung maßgebender Stellen, vor allem der hohepriesterlichen Würde, in einer Weise geltend, daß sich die Besten im Volk unter der Führung des ehemaligen Hohenpriesters Ananus gegen sie zusammenscharten. Aber neuer Zuzug von außen verhalf der Revolution zum Siege. Diesmal kam der Zuzug von seiten der stammverwandten Idumäer, in denen noch etwas vom zügellosen Geist ihres rauhen Ahnen Edom lebte. Unter dem Schutz eines furcht-

baren nächtlichen Gewitters waren sie in die Stadt eingedrungen, und im Bunde mit denen, die sie gerufen, richteten sie darin ein Blutbad an, daß der anbrechende Tag 8500 Tote sah. Es war der erste Tag einer Schreckensherrschaft, welche den Überresten der alten Sadduzäerpartei, wenn man von einer solchen jetzt überhaupt noch sprechen darf, ihre letzte kümmerliche Rolle entzog. Unter den Opfern befanden sich auch der einstige Hohepriester Ananus und Joseph ben Gorion, die zusammen mit der Verteidigung Jerusalems betraut worden waren. Mitten in aller Tragik spielte man gelegentlich wohl die Komödie eines Scheingerichtes. Als aber der Angeklagte, einer der Vornehmsten und Reichsten, von seinen 70 Richtern freigesprochen worden war, fielen vor versammeltem Gerichtshof, mitten im Tempel, Zeloten über ihn her und stießen ihm mit den höhnenden Worten: „Hier hast du auch unsere Stimme; diese Lossprechung gilt!“ den Dolch in die Brust. „Bei verschlossenen Türen flossen die Tränen, und wer seufzte, sah sich erst ängstlich um, damit ihn kein Feind höre; denn sonst erfuhr der Trauernde das Schicksal des Betrauerten . . . Es schien“, sagt unser Berichterstatter, „als sei keines der bessern Gefühle in jenen Tagen so gänzlich vernichtet gewesen wie das Mitleid.“

Das konnte den römischen Heerführern wohl als der geeignete Augenblick erscheinen, um zum Angriff auf die geschwächte Stadt vorzugehen. Aber der Oberbefehlshaber, Vespasian, rechnete klüger. Je mehr man der Selbstvernichtung der Stadt ihr Werk

lasse, um so weniger werde für die Römer zu tun übrig bleiben.

So wandte er seine Schritte, als er im Frühling 68 aus seinen Winterquartieren aufbrach, zuerst gegen das übrige palästinensische Land, um Jerusalems gesamte Umgebung unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die samarische Gemeinde hatte schon ein Jahr zuvor bluten müssen. In Jerusalem waren die persönlichen Tyrannengelüste des Johann von Gischala immer deutlicher zutage getreten. Seiner Herrschaft müde, öffnete ein Teil der Bevölkerung die Tore der Stadt einem Manne, dessen Verschlagenheit und Tollkühnheit man die Befreiung von ihm wohl zutrauen konnte. Er hieß Simon bar Giora und hatte sich bisher als gefürchteter Bandenführer mit viel Erfolg in der Umgegend herumgetrieben. Des einen Tyrannen wurde man durch ihn aber nicht los, und in ihm bekam man einen zweiten, nicht minder furchtbaren. Wo jeder das Seine suchte, ist es kein Wunder, daß neben diesen beiden gleich ein dritter aufstand, mit Namen Eleasar, der eines gleichen Geistes Kind war. Jeder hatte seinen Anhang, und eine Partei bekämpfte die andere. Selbst heiliges, das heißt zur Tempelausbesserung bestimmtes Holz mußte zum Bau der Kriegsmaschinen dienen, die man gegeneinander verwendete, und ihre Geschosse drangen bis in den Tempel und an den Altar und trafen Priester und Opfernde. Und das Törichteste war, daß man die in der Stadt aufgespeicherten Proviantvorräte in Brand steckte, nur weil keine Partei sie der andern gönnen wollte. In der Verzweiflung über all den Jammer hätten Greise und

Weiber für die Römer gebetet und sehnsüchtig auf den Krieg von außen gewartet, um von den Plagen im Innern befreit zu werden.

Die Römer kamen. Die Zustände im Reiche hatten sich inzwischen in ungeahnter Weise verändert. Am 9. Juni des Jahres 68 war Kaiser Nero gestorben, und die Kunde seines Todes hatte Vespasian in seinen kriegerischen Unternehmungen zeitweilig stille gestellt, da er erst den Verlauf der Dinge abwarten wollte. Sie entwickelten sich so, daß er selber schon ein Jahr darauf als Neros viertnächster Nachfolger von seinen getreuen Truppen als Kaiser auf den Schild erhoben werden konnte. So war, da ihn der höhere Beruf nach Rom rief, seinem Sohne Titus, der schon sein ständiger Begleiter im Kampfe gewesen war, die Aufgabe zugewiesen, das begonnene Werk weiterzuführen. Kurz vor Ostern 70 rückte er vor Jerusalem; außer den drei Legionen, mit denen sein Vater gekämpft hatte, stand ihm eine vierte zur Verfügung.

Um die nun folgende berühmte Belagerungsgeschichte zu verstehen, ist es notwendig, sich in Kürze der topographischen Verhältnisse der Stadt zu erinnern. Jerusalem ist auf einen Höhenzug gebaut, der sich von Nord nach Süd vorschiebt und sich auf drei Seiten, nach Westen, Süden und Osten, mehr oder weniger steil in die umgebenden Täler absenkt. Durch eine Furche, die damals bedeutender gewesen sein muß als jetzt, ist er selber in zwei Hälften, eine westliche und eine östliche, geteilt. Die westliche umfaßte die sogenannte Oberstadt, die östliche in ihrem südlichen Teil die Unterstadt, in ihrem mittlern das

Tempelareal, in ihrem nördllichen die sogenannte Neustadt. Hier im Norden bedurfte es der stärksten Befestigungswerke, weil sich nur von dieser Seite her ein freier Zugang zur Stadt bot; hier umschloß sie denn auch eine dreifache Mauer.

Von Norden her rückte auch Titus mit seinen Scharen heran. Mit 600 Reitern eilte er selber seinen Legionen voraus, um sich von der Gegend ein Bild zu machen und die Stimmung der Juden zu erkunden. Darüber ließ ihn eine denkwürdige Erfahrung nicht lange im Zweifel. Er hatte sich nahe der Stadt mit nur ganz wenig Begleitern von den Seinen getrennt, da brachen plötzlich aus ihren Verstecken Scharen von Juden hervor und schnitten ihm die Verbindung mit den Seinen ab. Es galt kein langes Besinnen, und mehr blieb ihm nicht übrig als der kühne Versuch, sich auf Leben und Tod durchzuschlagen. Er trug weder Helm noch Schild, und die Luft schwirrte von Pfeilen. Mit dem Schwerte bahnte er sich durch die von der Seite Eindringenden eine Gasse und jagte mit seinem Pferd über die zu Boden Geworfenen hin. Seine Genossen schlossen sich dicht an ihn an; zwei der hintersten fielen, er selber entkam nur wie durch ein Wunder.

Die Römer schlugen drei Lager auf: zwei im Norden der Stadt, eines im Osten, auf dem Ölberg; freilich hätte es ein gelungener Ausfall der Juden beinahe zu schanden gemacht. Der Feind vor den Toren brachte die Feindschaft in ihrem Innern nur zum Teil zur Ruhe. Eine perfide Überrumpelung der Partei Eleasars hatte eine Reduktion der drei Zeloten-

parteien auf zwei zur Folge. Die Partei des Simon bar Giora mit 10000 streitbaren Männern hatte Ober- und Unterstadt inne, die Partei des Johann von Gischala mit 6000 den Tempelbezirk und was nördlich davon war. Das erste Ziel, das die Römer sich steckten, war naturgemäß die Erstürmung der nördlichsten, für sie der ersten Mauer. Sie waren mit trefflichen Maschinen versehen, mit denen sie zentnerschwere Steine 2 Stadien (= ca. 370 m) und noch weiter schießen konnten. Immerhin bereitete ihnen die Tollkühnheit der Juden noch manche schwere Stunde. Vor allem war ein Ausfall der Belagerten für sie kritisch, und wenn er schließlich erfolglos blieb, so hatten sie es in erster Linie wenn nicht ausschließlich Titus' persönlicher Tapferkeit zu danken. Nach 15tägiger Belagerung war in die erste Mauer Bresche gelegt. Titus verpflanzte das Lager auf den gewonnenen Boden, und nun begann der Kampf um die Einnahme der zweiten. Angriffe der Belagernden wechselten mit erneuten Ausfällen der Belagerten; nach fünf Tagen war auch die zweite Mauer gewonnen, vorübergehend erst, dann nach weiteren vier Tagen definitiv. Titus ließ ihren ganzen nördlichen Teil schleifen. Er hoffte, dieses Mittel werde die Juden zur Nachgiebigkeit bewegen. Es verfing aber ebensowenig wie das furchtbare Schauspiel einer glänzenden Parade, das er ihnen, um ihren Mut zu brechen, vier Tage lang bot. Ungebeugt sahen am fünften die Juden zu, wie die Aufrichtung der Wälle gegen die dritte, die letzte Mauer begann.

Wo Taten nichts vermochten, mußten auch die

schönsten Worte wirkungslos verhallen, und doch ließ man es auch daran römischerseits nicht fehlen. Der Vermittler wurde Josephus, der spätere Geschichtsschreiber, der sich nach dem Falle der Feste Jotapata erst als Gefangener, dann zum Lohn dafür, daß er Vespasian seine Thronbesteigung richtig prophezeit hatte, als freier Mann im römischen Gefolge befand. Aber nur die Zahl der Überläufer mehrte sich. Und das war schon eine Folge der Hungersnot, deren steigende Schrecken der Stadt nicht länger erspart blieben. Öffentlich waren nirgends mehr Lebensmittel zu sehen. Die Aufrührer drangen in die Häuser und durchsuchten sie. Fanden sie etwas, so mißhandelten sie die Bewohner, weil sie geleugnet, fanden sie nichts, so folterten sie sie, weil sie es sorgfältig versteckt hätten. Reiche gaben heimlich ihr ganzes Vermögen für ein Maß Weizen dahin. Und in noch schwärzern Farben malt unser Berichterstatter das Bild. Weiber rissen ihren Männern, Kinder ihren Vätern und selbst Mütter ihren unmündigen Kindern die kärglichen Bissen aus dem Munde. Wer aber fliehend dem Tode durch Hungersnot zu entgehen suchte, stürzte ihm in anderer Weise in die Arme. Wer von den Römern aufgegriffen wurde, konnte angesichts der Stadt gekreuzigt werden, zur furchtbar eindringlichen Mahnung, was der Juden warten würde, wenn sie sich nicht freiwillig ergäben.

Inzwischen hatten die Römer in tagelanger, mühevoller Arbeit die Wälle vollendet, und sie standen eben im Begriff, die Zerstörungsmaschinen gegen die dritte Mauer aufzufahren. Aber diesmal war ihnen

der Sieg nicht so nahe. Er entging ihnen durch eine schlaue List Johanns. Unter zwei Wällen nämlich hatte er einen unterirdischen Gang graben, diesen mit Pfählen stützen und pechdurchtränktes Holz hineinbringen lassen. Nun gab er Befehl, Feuer anzulegen; in einem Augenblick sank der Gang ein, und die Wälle stürzten mit großem Gekrach nach. Auf der andern Seite gelang es Simon zwei Tage darauf, die andern beiden Wälle in Brand zu stecken. Titus hielt nun Kriegsrat, und man beschloß ein neues Mittel zu versuchen. Die ganze Stadt sollte mit einem ununterbrochenen Steinwall umschlossen werden. Das hieß, daß fortan niemand mehr aus ihr entkommen und sie selber von aller Zufuhr abgeschnitten sein sollte; es hieß, daß ihr unentrinnbares Los Aushungerung sein müsse. Ein wunderbarer Eifer ergriff die römischen Soldaten: im unglaublich kurzen Zeitraum von drei Tagen soll das Werk, 39 Stadien, das heißt ca. 7¼ km im Umfang, vollendet gewesen sein.

Über den damaligen Zustand in der Stadt überlasse ich unserem Berichterstatter Josephus selber das Wort, weil er Berichte von Augenzeugen zu geben imstande ist. Er schreibt[1]:

„Mit der Möglichkeit, aus der Stadt zu entkommen, war nun den Juden jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten, und die Hungersnot, die immer entsetzlicher wurde, raffte das Volk häuser- und familienweise dahin. Die Dächer lagen voll entkräfteter Weiber und Kinder und die Gassen voll toter Greise.

1) Jüdischer Krieg V, 12, 3 f.

Knaben und Jünglinge, krankhaft angeschwollen, wankten wie Gespenster über die öffentlichen Plätze hin und stürzten zu Boden, wo einen die Hungerseuche ergriff. Ihre Angehörigen zu begraben, vermochten die Entkräfteten nicht mehr; die noch Rüstigeren scheuten sich davor wegen der Menge der Toten und der Ungewißheit, die über ihrer eignen Zukunft schwebte. Viele starben auf den Toten, die sie beerdigen wollten. Viele schleppten sich noch, ehe das Todesschicksal sie ereilte, zu den Gräbern. Keine Träne, keine Wehklage begleitete solchen Jammer: der Hunger hatte alles Gefühl ertötet. Mit trockenen Augen und weitgeöffnetem Munde schauten die langsam Hinsterbenden auf die, welche vor ihnen zur Ruhe gekommen. Tiefes Schweigen, wie eine bange Todesnacht, lag über der Stadt. Fürchterlicher als alles dies waren übrigens die Räuber. Als Totengräber gleichsam brachen sie in die Häuser, plünderten die Leichname, rissen ihnen die Verhüllung weg und gingen unter Gelächter hinaus oder prüften ihre Dolchspitzen an den Leichnamen; ja sie durchbohrten manchmal solche, die hingefallen waren und noch lebten, zur Probe des Eisens. Wenn dagegen andere sie um den Tod von ihrer Hand anflehten, überließen sie sie voll übermütigen Hohns dem Hunger. Die, welche ihre Seele aushauchten, schauten alle auf den Tempel hin, wo sie die Aufrührer lebend zurückließen. Anfänglich ließen diese die Toten auf öffentliche Kosten beerdigen, weil ihnen der Geruch unerträglich war; nachmals aber, als der Leichname zuviel wurden, warf man sie nur die Mauern hinab

in die Schluchten. Als Titus auf einem seiner Rundgänge diese Schluchten mit Toten gefüllt und die Menge Eiter sah, die aus den verwesenden Leichnamen hervorfloß, breitete er seufzend seine Hände aus und rief Gott zum Zeugen an, daß dies nicht sein Werk sei. So sah es in der Stadt aus.“ Und noch den grauenvolleren Zug überliefert uns Josephus an einer andern Stelle von einer entmenschten Mutter, welche die Raserei des Hungers dazu getrieben habe, des eigenen Kindes Leben nicht zu schonen, um sich selber Speise zu schaffen.

Den Römern fehlte es an nichts; sie konnten den Bau neuer Wälle unternehmen, und jetzt vermochte die geschwächte Kraft der Belagerten nichts mehr dagegen. Die Sturmböcke taten ihr Werk, zuerst scheinbar ohne Erfolg; aber mit einem Male stürzte am Orte, wo sie gearbeitet hatten, die Mauer ein. In der Not hatten die Juden dahinter eine zweite errichtet. Umsonst wagte ein Dutzend römischer Kriegshelden, durch eine Rede des Titus angefeuert, den kühnen Versuch, sie zu ersteigen; vier von ihnen ließen dabei das Leben, während die übrigen schwer verwundet wurden. Der Ruhm, die letzte Mauer zu erstürmen, war einigen zwanzig Kriegern vorbehalten, die zwei Tage darauf das Wagnis unter dem Schutze der Nacht wiederholten. Das ganze Heer unter Titus' Führung drängte nach, und an den Toren des Heiligtums kam es zum blutigen Zusammenstoß. Noch blieb den Römern der Zugang zum Tempel versperrt. Sie mußten sich begnügen, die Burg in seinem Norden, die sogenannte Antonia, die früher der römischen Be-

satzung als Standquartier gedient hatte, zu schleifen. Wieder ließ Titus durch Josephus die Juden zur Übergabe auffordern; nur aus den vornehmen Kreisen folgten einige der Aufforderung; die Zeloten ließen sich nichts abmarkten. Auf den Mauern des Tempels stellten sie ihre Kriegsmaschinen auf, so daß er wie eine Festung aussah. Er hatte auch kaum mehr etwas anderes zu bedeuten; denn das Morgen- und Abendopfer, das täglich an seinem Altar dargebracht zu werden pflegte, hatte eingestellt werden müssen, „aus Mangel an Männern“! Und die Tempelvorhöfe hallten vom Waffenklang der Belagerten wider.

Titus ließ neue Wälle gegen sie errichten; das Material dazu mußte man sich jetzt schon fünf Stunden weit von Jerusalem holen, da die ganze näher liegende Umgegend bereits ihres Holzes zum Zweck der Belagerungsbauten beraubt worden war. Nach mehrfachem blutigem Geplänkel lockte einmal eine Kriegslist der Juden eine Anzahl Römer in eine Falle. In einer der Säulenhallen, welche der äußeren Tempelmauer entlang liefen, brachten die Juden zwischen Gebälk und Dach trockenes Holz und anderes Brennmaterial zusammen und zogen sich dann vor den Augen des Feindes, scheinbar aus Ermattung, zurück. Eine Schar Römer wollte ihnen nachsetzen und erklomm die Säulenhalle. Alsbald legten die Juden Feuer an, und die Römer fanden in den Flammen einen kläglichen Tod.

Aber schließlich griff auch Titus zum Mittel des Feuers, um sich den Zugang zum Tempel zu ertrotzen, nachdem an der Festigkeit seiner Mauer-

quadern die Sturmböcke abgeprallt waren. Er gab Befehl, die Tore in Brand zu stecken. Als die Juden die Flammen aufschlagen sahen, entfiel ihnen der Mut. Vor lauter Schrecken vergaßen sie sogar die Löscharbeit. Titus ließ sie durch die Seinen besorgen; aber — nicht eher, als bis der Brand so weit gediehen war, daß den Römern der Zugang in den äußern Tempelvorhof offen stand. Den Tempel selber habe er schonen wollen, und in der Stadt verkündete dem Volke ein Prophet, Gott heiße es zum Tempel hinaufgehen, wo es Zeichen der Rettung schauen werde.

Aber wahrer hatte ein anderer gesprochen, ein ungebildeter Landmann, der während eines Laubhüttenfestes schon vier Jahre zuvor seinen Unheilsruf Tag und Nacht durch alle Gassen Jerusalems getragen hatte: „Eine Stimme vom Aufgang, eine Stimme vom Niedergang, eine Stimme von den vier Winden; eine Stimme über Jerusalem und den Tempel, eine Stimme über Bräutigam und Braut, eine Stimme über das ganze Volk!" Damals hatte man ihn bis auf die Knochen gegeißelt und vor den Prokurator geschleppt; aber der hatte ihn als Wahnsinnigen laufen lassen. Indessen war während der folgenden Jahre der Weheruf über Jerusalem auf seinen Lippen nicht erstorben. Erst während der Belagerung selbst schloß ihm ein Stein aus einer römischen Wurfmaschine den Mund. Und nicht weniger wahr als er hatten die Zeichen geredet, von denen man als übler Vorbedeutung schon lange gemunkelt hatte, vom großen Kometen, der über der

Stadt gestanden [1]), von einem Licht, das plötzlich des Nachts den Tempel umstrahlt, vom Tempeltor, das sich mit einem Male von selber geöffnet, von einem Wagen und bewaffneten Scharen, die man durch die Wolken hineilen und Städte umkreisen gesehen habe.

Es war, als die Juden aus dem innern Tempelvorhof, wo sie sich verschanzt hatten, einen Ausfall machten, da schwang, wie von höherem Antrieb erfaßt, ein römischer Soldat die Brandfackel und schleuderte sie durch das goldene Fenster im Norden ins Tempelgebäude hinein. Ein furchtbarer Angstschrei entrang sich den Juden: aus dem Tempel loderte die Flamme empor! Titus eilte herbei; mit seinen obersten Heerführern konnte er noch ins Allerheiligste dringen und es sich ansehen. Er war der Letzte, der seine Herrlichkeit schaute. Ungehört verhallte unter dem Geschrei der Kämpfenden und der Verwundeten sein Befehl, den Brand zu löschen. Die auflodernde Pracht der Vernichtung beleuchtete mit ihrem grellen Scheine die Ströme Blutes, die in dieser Stunde der Entscheidung um das Heiligtum flossen.

Wer entkommen konnte, flüchtete in die Oberstadt hinüber, welche die letzte Zufluchtstätte der Belagerten wurde. Noch einmal suchte Titus den Simon und Johann zur Übergabe zu bewegen. Die

---

1) Im Augenblick, wo alle Welt vom Halley'schen Kometen spricht, dürfte es nicht uninteressant sein anzumerken, daß nach den Untersuchungen der englischen Astronomen Cowell und Crommelin gerade der Halley'sche Komet im Jahre 66 n. Chr. sichtbar war (Leo Courvoisier, Nord und Süd 1910, S. 53). Um ihn wird es sich vermutlich also auch hier handeln.

Antwort war das Begehren, mit Weib und Kind frei abziehen zu dürfen. Das war mehr als was Titus zu gewähren gewillt war. Die Unterstadt gab er den Flammen preis, die Oberstadt wurde in aller Form belagert. In ihrem Innern war das Morden und Plündern auch jetzt noch nicht zu seinem Ende gekommen. Den Römern gegenüber setzte man die Hoffnung auf die unterirdischen Gänge, in die man sich zu verkriechen gedachte, sobald sie einzögen. Nach 14 Tagen zogen sie ein, Verheerung und Tod in ihrem Gefolge. Mancher Feuerbrand sei durch Blut gelöscht worden. In den ersten Septembertagen des Jahres 70 ging die Sonne über den rauchenden Trümmern Jerusalems unter.

Nur drei Türme und ein Teil der Ringmauer blieben stehen als Denkmal seiner einstigen Festigkeit und zum Schutz der zehnten Legion, die als Besatzung auf dem Boden Jerusalems angesiedelt wurde. Die Gefangenen wurden in die Bergwerke nach Ägypten geschickt und zu Tier- und Gladiatorenkämpfen bestimmt, wer unter 17 Jahre alt war, als Sklave verkauft. Es können der Gefangenen übrigens nicht mehr allzuviel gewesen sein: durch einen Flüchtling, der aus der Staatskasse den Beerdigungslohn auszuzahlen gehabt hatte, wurde Titus mitgeteilt, es seien während der Belagerung 115880 Tote aus der Stadt herausgetragen worden! In abenteuerlichen Größen bewegt sich Josephus, wenn er die Gesamtzahl der kriegsgefangenen Juden auf 97000, der während der Belagerung ums Leben Gekommenen auf 1100000 angibt.

Johann von Gischala fand man in den unterirdischen Gängen; er wurde in den Kerker geworfen. In den unterirdischen Gängen hatten auch Simon bar Giora und einige seiner Anhänger Zuflucht gesucht. Steinhauer, die sie mit sich genommen, sollten ihnen einen geheimen Ausgang graben. Aber die Lebensmittel gingen ihnen aus, ehe ihnen das Tageslicht erscheinen wollte. Da zog Simon ein weißes Untergewand und einen purpurnen Oberrock an und stieg an der Stelle, wo früher der Tempel gestanden hatte, aus der Erde hervor. Den Römern graute bei der phantastischen Erscheinung; aber nach genauerem Zusehen beruhigten sie sich und schlugen den bösen Geist in Fesseln. Er wurde das Schlachtopfer für den glänzenden Triumph, den Titus zur Feier seines Sieges in Rom abhielt. Außer ihm und Johannes bewunderte man im Siegeszuge 700 der schönsten Juden, sowie den goldenen Schaubrottisch und den goldenen Leuchter des Tempels. Heute noch erkennt der Rombesucher diese Tempelgeräte in den Reliefs des Titusbogens. Auch eine Gesetzesrolle wurde im Zuge einhergetragen.

Aber noch fehlten den Römern zur völligen Eroberung des jüdischen Landes drei Bergfesten, die sämtlich im Verlaufe unserer Darstellung gelegentliche Erwähnung fanden, Herodeion, Machärus und Masâda. Nach kleinerem oder größerem Widerstande fielen indessen auch sie eine nach der andern, als letzte Masâda, wo sich unter der Führung eines Nachkommen Judas des Galiläers die Sikarier mit den Ihren, im ganzen gegen 1000 Leute, verschanzt hiel-

ten. Da diesem Felsenneste mit dem Mauerbrecher nicht wirksam beizukommen war, tat Feuer das letzte. Aber alsbald loderten auch schon aus der Burg im Innern die Feuergarben empor, ohne daß sie die Römer entzündet hätten, und als die Sieger einzogen, empfing sie unter dem Flammenschein rings umher grauenvolle Stille, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah. Es war die Totenstille der Besatzung, die, um dem Tod durch Römerhand zu entgehen, bis auf den letzten Mann samt Weib und Kind an sich selber mit Heldenmut die mörderische Arbeit des Schwertes bereits vollbracht hatte.

Es gibt Anderes, was die Niederlage der Juden fast siegreich macht. Was sie für die Juden selber bedeutete, das lehrt ein Blick in die Schriften, die unter ihrem Eindruck entstanden sind, die Apokalypsen Esras und Baruchs, deren Lektüre sich auch für den Laien wohl verlohnt. Wohl sind es Töne ergreifenden Schmerzes, die uns aus ihnen entgegenklingen, so wenn es heißt[1]):

„Ihr Ackerbauer, nicht sollt ihr mehr säen,
Und du, Erde, warum gibst du deine Erntefrüchte?
Halte doch zurück in deinem Schoß den Wohlgeschmack deiner Nahrungsmittel!
Und du, Weinstock, warum gibst du immer wieder deinen Wein,
Während doch nicht mehr in Zion davon dargebracht wird,
Und die Erstlingsfrüchte nicht mehr dargebracht werden?

1) Syr. Baruchapokalypse 10, 9—12.

Und ihr, o Himmel, behaltet euren Tau
Und öffnet nicht die Vorratskammern des Regens!
Und du, Sonne, behalte bei dir das Licht deiner Strahlen,
Und du, Mond, lösch' aus die Fülle deines Lichtes!
Denn wozu soll noch weiter erstrahlen Licht
Dort, wo das Licht Zions dunkel geworden ist!“

Solches mag an die Stimmung erinnern, aus der wir, gleich in unserem ersten Vortrage, einen Dichter schon fast sieben Jahrhunderte zuvor sein Klagelied über Jerusalems Zerstörung erheben sahen. Aber es ist nicht alles, was uns die genannten Apokalypsen lehren. Zugleich bricht in ihnen noch einmal, unverkümmert durch alle Erfahrungen der Not, durch sie nur gesteigert, das alte prophetische Erbe durch, wie wir es aus jenem gleichen Vortrag schon kennen lernten: die Hoffnung auf das Tagen einer neuen Zukunft. Wie eine unsterbliche Melodie hat sie sich durch diese ganze jüdische Geschichte hindurchgezogen, um ihre Dissonanzen zu mildern und aufzulösen; und gerade im Augenblick, wo die Bedrängnis ihren höchsten Gipfel erreicht, fassen sich diese apokalyptischen Naturen ein Herz und nehmen die alte Melodie wieder auf, um sie in erneuten Variationen weiterzugeben. Und sie finden williges Gehör in einer Zeit, wo in aller Herzen eschatologische Erregung zittert. Unmittelbar bevorstehend erwartet man die große Wende; denn „nah ist der Krug dem Brunnen und das Schiff dem Hafen und die Karawane der Stadt und das Leben dem Abschluß“.

Aber über solchen Stimmungen vergißt man die

Gegenwartsbedürfnisse nicht, und damit vor allem nicht das andere Erbe der Vergangenheit, das Gesetz, und je länger die erwartete Zukunftswende säumt, um so tiefer und ausschließlicher spinnt man sich in die unausschöpflich reich scheinende Welt dieses Gesetzes ein, um aus ihm auf jede mögliche Gegenwartsfrage die Antwort zu suchen. Dazu führte ja auch der Untergang des jüdischen Staatswesens, während er die Politiker unter den Juden (wir haben sie als Sadduzäer kennen gelernt) in seinen Strudel mit hineinriß, die Unpolitischen, die nur des Gesetzes treue Wächter sein wollten, zum endgültigen Siege. Es war ein Sieg wie eine Auferstehung; und von Auferstehung dürfen wir beinahe in des Wortes eigentlichster Bedeutung reden: Noch während der Belagerung, so wird uns erzählt, war eines Tages in der Dämmerungsstunde ein verschlossener Sarg zum Stadttor hinausgetragen worden. Die Torwachen hatten Bedenken gehabt, ihn durchzulassen und schon Anstalten gemacht, ihn zu öffnen. Nur der eifrigen Verwendung der Träger war es gelungen, sie davon abzuhalten. So war der Sarg glücklich vor die Stadt gekommen. Er barg einen stillen Mann, aber nicht einen toten, sondern einen lebenden, einen von den Stillen nach Pharisäerart, wie wir sie im Laufe unserer Darstellung kennen gelernt haben. Sein Name war Jochanan ben Sakkai. Er hatte an den römischen Imperator eine Bitte: er wünschte in der Stadt Jamnia (unweit des mittelländischen Meeres) ein Lehrhaus errichten zu dürfen. Und der Wunsch wurde ihm gnädig gewährt. Aus dem Lehrhaus von

Jamnia ist mehr geworden, als was Titus ahnen konnte. Es hat sich zur hohen Schule der Arbeit am Gesetz ausgewachsen, von dem der eigentliche Bestand des Judentums abhing!

Als Jochanan und die Seinen die Kunde vom Sturze Jerusalems und der Verbrennung des Tempels traf, zerrissen sie die Kleider und trauerten wie um den Tod eines nahen Verwandten. Aber Jochanan tröstete die Seinen mit den Worten, daß Wohltun das Opfer ersetze. In der Tat ist dies der Punkt in der Geschichte, wo das Judentum den entscheidungsvollen Schritt tut, den äußern Gottesdienst, wie ihn Tempel und Altar sinnlich verkörperten, endgültig fahren zu lassen, um sich auf den geistigen Gehalt dessen, was es in seiner Religion besaß, zurückzuziehen. Es engte und zwängte ihn immer mehr in die starren, unerbittlichen, ja unerträglichen Formen des Gesetzes ein; gleichviel, das wurde seine Rettung, und sie ist zugleich die Versöhnung für seinen politischen Untergang.

Anhang.

Stammbaum der in der Darstellung genannten Herodäer.

G. = Gemahl
Gn. = Gemahlin

Antipas (?)

Antipater — Joseph (Gn. Salome)

Phasael — Herodes der Große — Joseph — Pheroras — Salome (1. G. Joseph)

(Gn. Doris): Antipater — (Gn. Mariamne, Hasmonäerin): Alexander (Gn. Glaphyra), Aristobul (Gn. Berenice) — (Gn. Marianne II): Herodes (Gn. Herodias) — (Gn. Malthake): Archelaus (2. Gn. Glaphyra), Antipas (Gn. Herodias) — (Gn. Kleopatra): Philippus (Gn. Salome) — (aus zweiter Ehe): Berenice (G. Aristobul)

Herodes von Chalkis (Gn. Berenice) — Agrippa I — Herodias (1. G. Herodes) (2. G. Antipas) — Salome (G. Philippus)

Agrippa II — Berenice (1. G. Herodes von Chalkis) — Mariamne (2. G. alexandrinischer Jude) — Drusilla (2. G. Felix).

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.













